# Vorlesungen.

In
der Königlichen
deutschen Gesellschaft zu Göttingen
gehalten
von

Abraham Gotthelf Kästnern
Kön. Großbr. Hofrath; Prof. der Math. u. Phys. der Kön. Societ. der Wissensch. und der Kön. Churfürstl. Braunschweig Lüneb. Landwirthschaftsgesellschaft Mitgliede, der Kön. deutschen Gesellschaft Aeltesten.

## Zweyte Sammlung.

Altenburg
in der Richterischen Buchhandlung 1773.

# I.

## Ueber den

# Cicero

## bey

## dem Grabe des Archimedes

den 27. Febr. 1773.

Die Betrachtungen über den Cicero bey dem Grabe des Archimedes, welche ich gegenwärtig vorlesen werde, will ich einmal drucken laßen. Und daher, wird es für manche meiner künftigen Leser nicht überflüßig seyn, was einigen meiner ietzigen Zuhörer entbehrlich wäre, die Geschichte zu erzählen durch welche diese Betrachtungen veranlaßet worden sind. Denn, daß sie allgemein bekannt ist, darf ich eben nicht voraussetzen. Sie steht zwar in Ciceros Schriften, aber nicht in denen die man auf Schulen exponirt; und daß die übrigen Schriften Ciceros jezo nicht

sehr mehr gelesen werden ist ganz natürlich; denn der Mann mochte zu seiner Zeit in Rom ganz brauchbar seyn: aber auf einer deutschen Universität, könnte er doch wirklich weiter nichts werden, als höchstens Professor Eloquentiä. Denn er hatte gar keine Kenntniß von der Gelehrsamkeit der drey obern Facultäten, am allerwenigsten, vom usu practico iuris Romani in Foris Germaniae oder dem Kammergerichtsprocesse.

Ciceros eigene Erzählung ist ohngefähr folgende (*).

„Als ich Quästor in Sicilien war habe ich das Grab des Archimedes unter Dornen und Büschen, die es überzogen hatten entdecket. Den Syracusanern war es nicht nur völlig unbekannt, sie läugneten so gar, daß es sich bey Ihnen befände. Ich wußte einige kleine Verschen, die auf dem Monumente stehen sollten. Ihr Inhalt betraf eine Kugel und einen Cylinder zu oberst auf dem Grabmahle. Als ich mich unter der großen Menge Gräber die sich bey den Agragischen Thore befinden, sorgfältig umsahe, bemerkte ich eine kleine Säule, nicht weit aus den Gebüschen hervorragend; An ihr zeigten sich eine Kugel und ein Cylinder, sogleich sagte ich den vornehmsten Syracusanern die bey mir waren; das würde es vermuthlich seyn,

(*) Tusc. Quaest. Lib. V.

seyn, was ich suchte. Man schickte eine Menge Leute mit Sicheln hin, Zugänge zu öffnen, und die Stelle frey zu machen; nun gingen wir an die andere Seite des Postements; da fand sich das Epigramm, doch die letzten Theile der Verse, fast bis zur Hälfte, waren unleserlich geworden. Und so wußte eine der edelsten Städte Griechenlandes, auch vordem eine der Gelehrtesten, nichts von dem Grabe ihres scharfsinnigsten Mitbürgers, wenn es ihr nicht ein Arpiner entdeckte."

Die Verse die Cicero erwähnt, haben sich nicht erhalten, vielleicht war auch ihr poetischer Werth nicht groß. Kleine Verschen, nicht vom Weine und Mägdchen, sondern von Sphäre und Cylinder zu machen; Welcher unserer Dichter würde das mit glücklichem Erfolge wagen, außer etwa Leßing? Und gar zu viel Leßinge gab es doch auch wohl nicht unter den griechischen Dichtern die kleine Verschen machten, ob sie gleich übrigens nicht gar so unwissend waren, als ihre neuen Herrn Collegen.

Indessen, diese Verse, wie sie waren, gut oder mittelmäßig, hielt Cicero seiner Aufmerksamkeit werth, weil er sie zu seiner Absicht brauchen konnte. Der Römische Consul, ein fleißiger Leser des Ennius und

Pacuv, hatte keinen so feinen Geschmack als Mancher unserer deutschen Großen, der nur französische pièces du tems lesen kann, und eine alte deutsche Reimchronik unlesbar finden würde.

Aber freylich, vor das Monument eines großen Geistes, konnte Cicero mit Bewußtseyn seiner eigenen Grösse treten, und nicht allemahl so, dürfte sich der deutsche Fürst, vor das alte Denkmahl, seines tapfern, redlichen, gütigen, frommen, Vorfahren stellen.

Wenn Cicero den Archimed nur als einen großen Mann kannte, dessen eigentliche Grösse er nicht zu beurtheilen wußte; so war es edel gedacht, dem Vaterlande dieses Mannes sein Andenken zu erneuern, wäre auch Cicero dabey von der Ruhmbegierde regiert worden, die man oft an ihm tadelt, und ihm doch desto leichter verzeihen sollte da sie ihn antrieb wirklich Ruhm zu verdienen.

Aber für den Cicero war Archimed was mehr, als nur ein berühmter Nahme.

Der Römische Philosoph, konnte den Griechischen Geometer, so schätzen, wie der Virtuose auf der Violine, den Virtuosen auf der tieffsinnigern, nur das feinste aufmerksamste Ohr entzückenden Laute.

Ohne zu erwähnen bey wieviel Gelegenheiten Cicero

zeigt,

zeigt, daß er die Wißenschafft des Archimedes gekannt und hochgehalten habe, ist die Veranlassung genug, bey welcher er seine Entdeckung vom Archimedes Grabe erzählt.

Zu erläutern, daß Reichthum, Macht, und aller Glanz des Ueberflußes, für sich, ohne ein ruhiges Gemüth, nicht Glück sind, daß jeder vernünftige Mann, lieber der syracusische Geometer seyn würde, als der Beherscher Syracusens Dionysius, daß Wahrheiten aufzusuchen, seinen Fleiß durch große Entdeckungen belohnt zu sehen, das lebhafteste Vergnügen, für den edelsten Theil der Seele sind.

Ich muß gestehen daß es mir manchmal vorgekommen ist, als hätte Cicero, die welche er vergleicht nicht allzuwohl zusammen geordnet. Von dem Glücke des Archimedes giebt es mir einen sehr schwachen Begriff, nur dem Glücke des Dionysius vorgezogen zu werden. Ich kenne auch einigermaaßen, die Wollust die Archimed genossen hat, das weiß ich aber, wenn ich auch nie was von ihr hätte genießen sollen, wenn ich auch Zeitlebens das hätte bleiben sollen, was ich war als ich anfing Mathematik zu studiren, Kaiserlicher geschworner Notarius: So hätte ich doch dieses Amt bey dem man ein ehrlicher Mann bleiben kann, wenn

man nichts weiter erwerben will als sein tägliches Brodt; gewiß nicht mit der angstvollen Größe des Tyrannen vertauscht.

Einen Mächtigen und Reichen, im ruhigem Besitze seiner Güter, hätte Cicero dem Archimed entgegenstellen müßen; etwa den, der, um nur ein Mißvergnügen zu haben, seinen Ring ins Meer warf, und ihn wiederbekam.

Wenn dieser Große, die Vergnügungen des Denkens und des Wohlthuns nicht kennt, wenn er kein Mittel hat, sich Ergötzungen zu verschaffen, als Geld, den ganzen Puppenkram der sinnlichen Lüste gekauft hat, und bald aller überdrüßig wird; dann vertauscht, mit dieser kostbaren Langenweile, kein Schüler der Algebra die Freude über eine für sich selbst aufgelöste Aufgabe.

Ich glaube indessen Cicero läßt sich einiger massen rechtfertigen, daß er gegen den Archimedes nicht blos einen unthätigen, wollüstigen Reichen genennt hat. Dieser Charakter, war ihm vielleicht noch niedriger als der Charakter eines Tyrannen.

Der Römer, der seine Nation als die Herscherin der Welt ansah, und sein größtes Glück darin setzte, in dieser Nation selbst etwas zu befehlen zu haben, der

fand vielleicht immer was erhabenes an einem Regenten, auch an einem unrechtmäßigen. Auch der römische Patriot, das ist, der Mann, der alle Völker der Welt, zu Sclaven Roms, Rom aber frey haben wollte, der haßte, und ehrte den Cäsar, aber den Apicius verachtete er.

Wie sehr sich Archimed dem Vergnügen des Denkens überlaßen hat, wie er darüber, die Nahrung und Wartung seines Körpers vergessen hat, davon finden sich Nachrichten beym Vitruv (*), und besonders beym Plutarch (**). Sie können jemanden der wie ich, sie später liest als Lemuel Güllivers Reisen, an die mathematischen Einwohner der fliegenden Insel erinnern. Hätte Plutarch, wie Swift, nichts weiter als muthwilligen, einer Faction dienenden, im Verdruße menschenfeindlichen, Witz gehabt, so hätte er auch nur über den Archimed gespottet: Weil aber der Grieche tiefen Verstand und edles Herz zu schätzen wußte, so sieht er Archimeds Zerstreuungen nicht so an, wie sie vielleicht manche syracusische schöne Geister, schöne Herrn und schöne oder doch schönseynwollende Damen angesehen haben. Weil für den Archimed, seine Beschäfti-



(*) L. VIIII. c. 3.

(**) Im Leben Marcells.

schäftigungen so ergötzend waren, eben deßwegen bemerkt Plutarch, giebt sein Fleiß, durch Genie geleitet, und durch Vergnügen an dem Geschäffte unterhalten, den schwersten Untersuchungen soviel Leichtigkeit. Für sich selbst, würde man das nie finden, was er entdeckt; hat man ihn aber gelesen, so denkt man: Das hätte ich ja wohl auch herausgebracht.

Mir, der ich gern bey jeder Wahrnehmung stehen bleibe, die mich, in einem meiner Lieblingsgedanken, in der Aehnlichkeit der Geschäffte des Verstandes und des Witzes bestätiget; mir fallen hier bey Archimeds Schriften, unsers Gellerts Werke ein. Wie mancher hat schon, für sich, und öffentlich, gesagt? Ich könnte wohl auch schreiben wie Gellert! Und wie wenig haben noch so geschrieben? Am allerschlimmsten ist es den beyden muntern jungen Leuten gegangen, die auf Deutschland schelten daß es Gellerten verehrt; und was sie selbst schreiben, wird ausgezischt. Die armen Knaben!

Wenn Archimed, wie Plutarch ebensfalls berichtet, seinen Freunden und Verwandten aufgetragen hat, sein Grab mit seiner Erfindung zu bezeichnen, so hat er, wie es einem Weisen anständig war, an seinen Tod noch in der Entfernung gedacht; denn daß er

unter dem Schwerte des Soldaten diese Verordnung gemacht habe, wird nicht gemeldet. Wäre der syracusische Ingenieur ein Römer gewesen, so hätte er freylich ein militarisches Testament, nach dem Ausdrucke der Rechte, litteris sanguine suo rutilantibus(*) schreiben können.

Archimed ergreift in seinen Schriften gern jede Gelegenheit, von verstorbenen Geometern, vom Conon und Eudoxus, mit Hochachtung zu reden; so konnte er auch wünschen, daß sein Andenken erhalten würde, daß vielleicht Sphäre und Cylinder, einen edlen Landsmann anreitzten, sich auch eine Zierde dieser Art für sein Grab zu erwerben.

Dieser Wunsch ward nicht erfüllt. Seine Vaterstadt verlohr die Vorzüge der Gelehrsamkeit. Daß die Syracusaner dem Cicero Archimedes Grab gar läugnen wollten, setzt bey ihnen die tiefste Unwissenheit zum voraus, nicht in der Geschichte des Geomedern, diese Unwissenheit, wäre ihnen leicht zu verzeihen, denn die syracuser Rathsherrn, an welche sich vermuthlich Cicero wandte, waren natürlicher Weise Kaufleute oder Doctores Juris; da aber Archimed unter den Vertheidigern seines Vaterlandes beynahe der berühmteste

(*) l. 15. C. de testam. mil.

teste ist, so musste ja von den wohlweisen Herren Doctoren, keiner auf der Universität Reichshistorie gehört haben?

Die Wohlthat, die Cicero eigentlich nicht dem Archimed, sondern den Syracusanern erwies, ward also schwerlich von ihnen gehörig geschätzt und das Säulchen überwuchs ohne Zweifel gar bald wieder mit Dornen.

Verdiensten um den Verstand und das Glück der Menschen geben papierne Monumente ein ausgebreiteter und dauerhafter Andenken, als Säulchen und Mausoleen. Schon seit etlichen tausend Jahren hat niemand mehr gewußt, welcher Pharaonen Mumien, unter den Pyramiden, liegen, oder gelegen haben; aber noch nennt uns die älteste Geschichte der Astronomie, den Petosiris und Nekepsos.

Archimeds Denkmahl hat einen eignen Vorzug erhalten: Die Figur die es kenntlich machte, zeigt sich auf einem 1767 geprägten Goldstücke, mit der Umschrift: Fructus litterarum mens sana.

Von Denen welche die Macht besitzen goldene Münzen prägen zu lassen, kann so wenigen einfallen, dieses Bild, und diese Schrift darauf zu setzen, daß man an dem Gedanken, leicht den regierenden Herrn Grafen von Schaumburg erkennen wird.

Daß

Daß Archimed, von den damahligen Beherrschern Syracusens ist gekannt und geehrt worden, das ist unter den Nachrichten die man noch von ihm weiß, immer mit eine der rühmlichsten.

Der deutsche Regent, schätzt Archimeds Geist mit ausgebreitetern und tiefern Einsichten, als Hieron und Gelon, und ein Archimed der unter Ihm eine Stadt vertheidigt hätte, wäre nicht bey derselben Eroberung umgekommen.

Von der Begebenheit, die meine bisherigen Betrachtungen veranlaßt hat, ist mir noch eine Nachricht vorgekommen; wo ich mich recht erinnere las sie Petrarcha in einem nun verlohrnen Manuscripte (*).

Kurz zuvor ehe Cicero aus Sicilien abreiste, besuchte er noch einmahl ganz allein Archimeds Grab. Da erschien ihm der Geist des Geometern. Tullius, sagte er, deine Aufmerksamkeit auf mein Grab, ist mir werther als mir Opfer meiner Mitbürger seyn könnten die nichts mehr verstehen, als für Rom, Korn zu bauen. Zum Danke, dir Aussichten in die Zukunft zu eröffnen verstattet mir der Beherscher der Welt,

(*) Meinen Lesern muß ich gestehen, daß ich nicht im Stande bin anzuzeigen, wo Petrarcha das erzählt. Einer meiner Zuhörer verlangte das im Ernste von mir.

Welt, der keine fromme Handlung unbelohnt läßt. Du weist, daß mit dir kein römischer Unterthan spricht; Eures Kriegers wohlthätiger Grimm, rettete mich, eh meine Vaterstadt Roms Sclavinn ward, und nur meine Ueberkleidung kam in Marcells Gewalt. Auch du wirst frey bleiben. Cäsar, wird Rom beherschen aber dich nicht. Von ihm wirst du dein Vaterland befreyt sehen; und ehe es sich das Joch auf ewig auflegen läßt, sendet ein Triumvir deßen Schwert vor deiner Zunge zittert, dich zu den Scipionen und Catonen.

Aber dankbar wird dich die späteste Nachwelt ehren. Das glaubst du durch deine Verdienste um den Staat zu erhalten? Sie werden groß seyn; doch dein Bürger, dein Zeitgenosse, wird sie schon verkennen, davon wirst du eine Erfahrung haben, so bald du den Fuß in Italien sezest: Und in Zeiten, die gar nicht entfernt sind, wird selbst Bewohnern Roms, (freylich nicht Quiriten,) Cicero, der Consul, der Retter seines Vaterlandes, kaum so viel seyn als dir ein guter König der Meder oder Perser ist.

Die römische Welt, wird Barbarn zum Raube; aus Ruinen von ihr, und Theilen der Erde die noch

kein

kein römischer Mund genannt hat, entsteht eine größere, mehr erleuchtete und gesittete Welt; Sie übertrifft in Wißenschaften, uns Griechen weiter als wir unsere Lehrer im Oriente übertroffen haben. Diese Welt ehrt dich Cicero, allgemeiner und eifriger als dein Rom dich verehrt hat. Für sie, bist du der Lehrer der Beredsamkeit, das Vorbild, scharfsinnige und gründliche Philosophie, begreiflich und einnehmend vorzutragen. Also, Thaten für Rom, durch die du groß zu werden glaubst, die verlöhren sich, unter Thaten vieler gleich großen Römer; die Kunst, in der du dich nur übst um Senate und Volke zu gefallen, die macht dich zur Bewunderung aller Nationen, und aller Zeiten; Schriften dadurch du dir den Verdruß von öffentlichen Geschäfften entfernt zu seyn vertriebst, die unterhalten Weise, von denen Plato und Aristoteles lernen würde.

So wenig versteht ihr Seelen, die ihr noch im Körper eingeschlossen seyd, was ihr wünschet warum ihr euch bemühet: Eine höhere Macht lenkt eure Handlungen zu Absichten von denen ihr das wenigste begreift. Daß diese Macht, unendliche Weisheit und Güte ist, das wißt ihr. Dieser Kenntniß gemäß bemüht euch ihre Werkzeuge zu seyn. Das allein versichert euch

wahren

wahren Nachruhm unter den Sterblichen, und, wenn auch der euch fehlte, was Glücklichers und Erhabeners, im Reiche der Geister.

Hier schwieg Archimed. Ob Cicero geantwortet hat, weiß ich nicht. Und wenn ich es auch wüßte, so könnte ich ihn nicht redend darstellen; das müßte Ernesti oder Heyne thun.

II.

# II.

## Haben
# die Astronomen
## daran klug gethan,
## daß sie ehrlich gewesen sind?

Ein großer Astronome (*) war manchmal unzufrieden, daß seine Hauptwißenschaft nicht so befördert wird, wie sie mit Rechte fodern kann. Wenn er sich nun um diese Zeit zugleich hypochondrischer befand als sonst so schalt er auf seine Vorgänger, daß sie so tumm gewesen wären, und es den Leuten entdeckt hätten, daß sich von künftigem Glücke und Unglücke aus dem Gestirne nichts vorher sagen lasse; Denn so lange dieses wäre geglaubt worden, hätten die Vornehmen und Reichen, das Ihrige willig zur Unterhaltung und zur Aufnahme der Astronomie beygetragen.

Sahe ich ihm nun bey dieser Anklage der Astronomen nicht ernsthaft genug aus, so setzte er, um mich zu versichern daß es ihm damit etwas mehr als Scherz sey, hinzu: Die Medici wären gescheuter gewesen, sie wüßten ganz wohl daß es mit dem praktischen ihrer

 Kunst

(*) Der seel. Prof. Mayer allhier. Er äuserte diese Meynung auch gegen andere seine Freunde. Er hat angefangen eine Geschichte der Astronomie aufzusetzen die er zum Drucke bestimmt hatte, aber sehr wenig davon verfertigt hat. Darinnen bedauert er auch daß die Astronomen sich das Wahrsagen haben entgehen lassen.

Kunst nicht viel mehr zu bedeuten habe als mit der Astrologie, aber das machten sie den Leuten nicht weiß.

Wegen dieser Erläuterung, habe ich nichts zu sagen. Die Aerzte, wie das Frauenzimmer und die großen Herrn, lassen jeden von ihnen reden was er will, weil sie sicher sind, daß der witzige und der unwitzige Spötter ihnen doch gehorchen muß.

Den Nutzen aber, den die Sterndeuterey der wahren Sternkunde gebracht hat, finde ich der Geschichte gemäß, bey weiten nicht so beträchtlich, als mein Freund ihn ausgab. Was die Astronomie zu des Ptolemäus Zeiten war, das ist sie vierzehnhundert Jahr darnach, bis zum Kopernik und Tycho geblieben, und diese ganze Zeit über, hat man aus den Gestirnen gewahrsaget. Noch jetzo giebt es in den Morgenländern häufige Sterndeuter, aber keine Astronomen. Hr. Niebuhr erkundigte sich auf seiner Reise auch mit nach den jezigen Benennungen vorzüglich merkwürdiger Sterne in der arabischen Sprache. Er fand zu Ka'hira Juden, die sich von der Astrologie nährten; Sternbilder kannten sie weder am Himmel noch in Büchern (*).

In

(*) Niebuhr Beschreibung von Arabien, 114 Seite. Description de l'Arabie; p. 100.

In Paris befindet sich eine sogenannte astronomische Säule, die dem Aberglauben der mediceischen Catharina zugeschrieben wird. Sie hat in ihrer Höhlung eine Treppe und zuoberst durcheinandergesetzte Kreisbogen, in denen aber Hr. Pingré der diese Säule zu einer Sonnenuhr machen sollte, nichts astronomisches hat wahrnehmen können (*). Ist ein Sterndeuter wirklich diese Säule hinaufgekrochen, so hat er gewiß oben nichts gethan, als was Numa that wenn er sich mit der Nymphe Egeria einschloß.

Butler dessen Knittelverse mehr wichtige Wahrheiten enthalten, als die Paragraphen manches berühmten Gelehrten, schildert seinen Sydrophel (**) als einen studirten Dummkopf, der viel mathematische Wörter zu sagen wußte die Wahrheiten waren nie in seinen Verstand gekommen; wie Gänse im Wasser nicht durchnetzt werden, sondern nur platschern.

Wer Schriften der Astrologen gelesen hat, wird finden, daß diese Schilderung der Natur gemäß ist. Auch die Abkunft von des Wahrsagers Hanswurste, ist



(*) Memoire sur la colonne de la Halle aux bleds, & sur le cadran cylindrique que l'on construit au haut de cette colonne. Paris 1764.

(**) Hudibras; Canto 3. Part. 2. v. 205. u. f.

ist von Butlern nicht übel ausgedacht. Whachum ist ein verdorbener Jurist (*).

Denn, zu Erläuterung eines Satzes, der in der wichtigen Lehre von der Iustitia distributiua, manchem Rechtslehrer Schweiß auspreßt, kann die richtige geometrische Proportion dienen: Wie Urania zur Themis, so verhält sich die Astrologie zur Rabulisterey.

Vielleicht hat man es der Astrologie zum Theile zu danken, daß einige Califen, daß König Alfons der Weise, etwas zum Vortheile der Astronomie gethan haben?

So weise Fürsten als diese beschrieben werden (und es ist merkwürdig, die Geschichtschreiber schildern die Fürsten die der Astronomie geneigt gewesen sind, immer als weise und gute Regenten, die auch in diesem, wichtigern Theile ihres Charakters, dürfen mit unserm George genannt werden;) solche Fürsten, mußten gewiß auch einsehen, wie wichtig die wahre Kenntniß des Himmels ist.

Julius Cäsar ist als ein Freund der Astronomie bekannt, ich erinnere mich aber nicht, daß er die Schicksaale der Menschen am Himmel hätte lesen wollen. Viel-

(*) Hight *Whachum* bred to dash and draw
Not wine, but more unwholesome Law.

Vielmehr weiß man von ihm daß er allen den Aberglauben verachtete, der damahls mit zur Religion gerechnet ward, und, wenn es wahr ist, daß er sich nicht bereden ließ die idus Martias für gefährlich zu halten, so ward er selbst ein Märtyrer seiner richtigern Einsichten.

Was für ein Unterschied zwischen diesem Kayser und Rudolph II! Auch der liebte die Sternkunde, aber, hierinnen eben so schwach als in andern Dingen, nur weil sie ihm wahrsagen sollte.

Cäsar verfaßte nach des Sosigenes Entwurfe ein astronomisches Gesetz das noch jezo, nur mit einer kleinen Veränderung von der ganzen gesitteten Welt beobachtet wird;

Rudolph wollte von Keplern wißen, was ein neuer Stern der im Schützen erschien, den Venetianern bedeutete? Cäsar hatte dergleichen Frage wohl nie gethan, sondern hätte statt derselben darauf gedacht wie er die Venetianer bezwingen wollte. Diese Kayserliche Frage also, beantwortete Kepler nach den astrologischen Regeln (*) mit feyerlicher Versicherung, daß er von diesen Regeln nichts glaube. Dagegen

 widmete

(*) Epistolae ad Keplerum cet. ab Hanschio editae ep. 221.

widmete er dem Kayser, seine Entdeckung, der wahren Gesetze der Himmlischen Bewegungen, eine der größten Entdeckungen die der menschliche Verstand gemacht hat.

Bey seinen Erfindungen, bey der Gnade Rudolphs und seiner Nachfolger, schrieb Kepler Calender mit Prognosticis, um wie er selbst sagt sich des Hungers ein wenig anständiger zu erwähren als mit Betteln und dabey der Ehre des Kaysers zu schonen, deßen oft wiederhohlte Befehle, Keplern seine rückständige Besoldung auszuzahlen, von der Kaiserlichen Kammer so wenig respectirt wurden, als Achtserklärungen von jenem Fürsten, der acht und aber acht für sechszehn rechnete (*).

Kepler hatte noch eine Art Geld zu verdienen, er schrieb nicht nur Prognostica, sondern auch Recepte. Und wären auch, wie mein Anfangs allegirter Autor behauptet, die letztern, nicht zuverläßiger als die erstern gewesen, so hätte doch Kepler von beyden zusammen

(*) Calendarium cum prognostico scripsi, quod paulo admodum honestius est quam mendicare, nisi quod sic honori Caesaris parcitur, qui me in solidum deserit, vt per ipsius mandata Cameralia, quantumuis crebra et recentia, mihi fame perire liceat. Kepl. ad Wackherium; 1617 Epistolarum ab Hansch. ed. 347.

men gewiß seinen nothdürftigen Unterhalt gehabt; Aber er trieb wie es scheint beyde Geldbringende, das ist in der Sprache unserer Studierenden, und mancher Professoren, nützliche Wißenschaften, mit Wiederwillen, und wandte seine meiste Zeit auf ganz Brodtlose Künste; Er erfand astronomische Wahrheiten, und noch über das machte er so gar Verse. Er brachte seine letzte Lebenszeit beym Wallensteiner zu. Bey diesem Feldhern war vermuthlich der Körper gesünder als die Seele, daher brauchte er Keplern nicht zum Leibarzte sondern zum Leibastrologen (*).

Dieses Beyspiel, wird wohl keinem Astronomen, ein solches Nahrungsmittel erwünscht machen, wenn er davon wie Kepler denkt.

In der That sind einige Sternkundige für die Richtigkeit ihrer Wahrsagungen überredet gewesen. Diese genoßen die Einkünfte davon mit einem irrenden guten Gewißen.

So glaubten wohl manche Götzenpriester den Wahn selbst, den sie lehrten, erhielten vielleicht dadurch bürgerliche Tugenden, und Vortheile für den Staat; Gegen diese wenigen ehrlich irrenden, brauchten unzäh-



(*) Kepleri et Bartschii Tabb. man. Logarithmicae curante Eisenschmid. Argent. 1700. praef. pag. 5.

lige Betrüger, den Wahn des Volkes nur zu ihrem Eigennutze.

Die Astrologie gründet sich auf Regeln, deren Urheber so alt seyn sollen, daß man höchstens ihre Nation, nicht ihre eigene Nahmen, zu nennen weiß. Der gewißenhafte Gebrauch dieser Regeln, erfordert nur einige der leichtern astronomischen Rechnungen. Zu allem diesem sind nur Bücher nöthig nicht die Betrachtung des Himmels selbst.

Und deßwegen verehrte man diese Kunst so viel Jahrhunderte durch, in denen die Menschen glaubten, Alles was sich sehen und denken laße, sey längst vor ihnen gesehen und gedacht worden; Deßwegen blieb sie auch bey den Wiederherstellern der Gelehrsamkeit in Ansehen, weil diese große Männer ihre ganze Aufmerksamkeit darauf wenden mußten, wieder aufzusuchen was seit tausend Jahren in Vergeßenheit gerathen war; Deßwegen prophezeyte Melanchthon einem neugebohrnen Kinde den theologischen Doctorhut, und erfuhr darauf, daß es ein Mägdchen war.

So bald man anfing Bücher mit der Natur zu vergleichen, den Vorfahren für die Lehren dankte, deren Richtigkeit fortgesetzte Erfahrungen versicherten, ihre Irrthümer sich zur Warnung dienen ließ, die Ordnung

nung der Planeten kennen lernte, und sich überzeugte, die Welt sey ein wenig größer, als daß des Icarus Flügel deßwegen hätten abschmelzen können, weil er der Sonne zu nahe kam (*), so bald mußte, bey dem der dieses einsahe, die Astrologie alles Zutrauen verliehren. Denn, aus den sieben Planeten und ihren Häusern, den zwölf himmlischen Zeichen, prophezeyen, und dabey die Kopernikanische Weltordnung und Fixsterne in unermeßliche Räume zerstreut annehmen, das heißt: Aus der Geschichte des hörnern Siegfrieds lernen wie der Ritter den Riesen Kuperon erlegt, und die Prinzeßinn Grimhild vom Drachensteine befreyet hat (**), und nach diesen Heldenthaten, die Manöuvres eines preusischen Kriegesheers einrichten.

Wenn die vergrößerte Kenntniß des Himmels solche Folgen hatte, so that mein Freund wohl den Astronomen

(*) Altius egit iter, rapidi vicinia solis
Mollit odoratas, pennarum vincula ceras.
*Metam. VIII. 225.*

(**) Wer von dieser Geschichte keine neuere Ausgabe besitzt, lese: Tragedia, mit 17 Personen, der Hörnen Sewfriedt, ein Son König Sigmundt im Niderlandt, vnd hat VII. Actus. Hans Sachs. Drittes Buch der andre Theil, fol. mihi CCXXXIII.

men darinnen Unrecht, daß er von ihnen verlangte, sie hätten einen Wahn erhalten sollen, den sie bey dem Wachsthume der Wahrheit nicht mehr erhalten konnten?

Das will ich eben nicht sagen. Die Astronomen, wenn sie fortfahren wollten Sterndeuter zu seyn, konnten sich immer verhalten wie ihre Herrn Collegen im alten Rom, die so oft das Schicksaal des Staates entschieden, ob sie gleich das Lachen verbeißen mußten wenn einer den andern grüßte.

Die astronomischen Wahrheiten, sind noch gar nicht allgemein bekannt, am allerwenigsten unter denen die den Wahrsager am besten bezahlen können. Selbst solche Schriften, welche die Astronomie für jedermanns Begriff vortragen wollen, werden deßwegen nicht von jedermann gelesen, und wer sie liest, lernt aus ihnen natürlicher Weise nur Meynungen ihrer Verfasser, die er ohne Ueberzeugung glaubt, und eben so leicht andern Meynungen aufopfern würde. Auch hat der größte Haufe der Menschen, in solchen Dingen, aus dem was er wußte, nie geschloßen was er daraus hätte schließen können. Daß sich Finsterniße und Aspecten der Planeten im voraus berechnen ließen, wußte aus den Calendern jedermann der auch keinen

Begriff von der Rechnung hatte. Also: diese Begebenheiten erfolgen nach einer bekannten ziemlicheinfachen Ordnung, und haben daher mit den so verwickelten, so mannigfaltigen Schicksaalen der Menschen und der Staaten nichts zu thun: So hätte der gemeine Menschen Verstand auch vor Copernikus Zeiten schließen können. Aber der damalige Menschenverstand schloß so: Wer die Begebenheiten am Himmel vorher weiß, kann auch die auf der Erde vorher wissen. Und warum hätte man ihn nicht noch immer leiten können einige tausend Jahr länger eben so fort zu schließen?

Zu zeigen wie die Planeten nach ihren Stellungen gegen einander, auch in der Copernicanischen Weltordnung die alten astrologischen Wirkungen ausüben könnten, haben Kepler und Morin viel Scharfsinnigkeit angewandt, selbst Geometrie gemißbraucht. Diesen Einfall, so tiefsinnig eingekleidet, hätten gewiß die Menschen immerfort geglaubt, ohne ihn prüfen zu können, wenn man nur ferner verlangt hätte daß sie ihn glauben sollten.

Daß unsere Zeiten nicht so leichtgläubig sind als die vorigen ist nur in einer sehr eingeschränckten Bedeutung wahr. Wenn die Astrologie mit der Ortho-

doxie

doxie zusammenhinge, da wollte ich ihr freylich jezo wenig Glück versprechen, weder an Höfen, noch bey jungen Theologen. Aber die Patriarchen der Astrologen, sind Heyden und Mohammedaner, also ihre Lehren von allen christlichen Aberglauben frey, selbst einigen Vorschriften der Bibel, offenbahr entgegengesetzt, und das dächte ich, gäbe ihnen wohl noch eine Empfehlung bey unsern aufgeklärten Zeiten. Solche alte ehrwürdige Lehren, der Vergessenheit die ihnen droht zu entreißen, das wäre doch dem Verfahren der Philosophen nicht unähnlich, die Moses Nachrichten sehr unglaublich finden, aber von den Sinesern sich Jahrmyriaden vorzählen lassen.

Die Astrologie hat gewiß nie so viel Geld eingebracht als die Zahlenlotterien, denn man findet nie daß Wahrsagercomtoire wären von großen Herrn angelegt und verpachtet worden: Und gleichwohl, wer eine von beyden Thorheiten begehen will, beginge immer die kleinste, wenn er sein Geld dem Astrologen zuwendete. Es wäre sehr schlimm wenn von 117480. Wahrsagungen nicht mehr als zehn eintreffen sollten: Aber die fünf Zahlen eines Auszuges im Lotto, können nicht mehr als Zehn Ternen enthalten, von den 117480 die überhaupt möglich sind. Und so läßt sich immer die

Erfüllung

Erfüllung einer Wahrsagung eher hoffen als eine Terne. Man setze hinzu daß eine Wahrsagung zu meinem Vortheile erfüllt werden kann, ohne Myriaden Unglückliche zu machen, und daß das mit einer Terne nicht angeht; so dürfte man wohl behaupten, bey denen, die Wahrsager fragten, sey nicht nur der Verstand sondern auch das Herz beßer gewesen, als bey den die auf Ternen, oder gar auf Quaternen hoffen.

Wollte ich das Gleichniß von den Lotterien noch erweitern, so könnte ich beyfügen, daß die erhabensten unter den Deutschen, Gerechtigkeit und Schutz ihres Eigenthums, von einem hohen Gerichte erwarten, wo die Frage: ob ihre Sache die nächsten zehn Jahre nur zum Vortrage kommen wird? nichts weiter ist, als die Frage: Ob ein Lotterielooß unter etlichen Tausenden gewinnen wird. Ich sage hie, nur das, was ein einsichtsvoller und Wahrheit liebender Schriftsteller von der Sollicitatur gesagt hat.

Was läßt sich nicht der Deutsche, welcher nur seine Muttersprache lesen kann, alles von Journalisten weiß machen? Und was beschwatzen nicht die Franzosen Alles, den Deutschen der kein deutsch lesen kann? Sollte beyde Theile unserer Nation, der Astrologe nicht von seinen viel geringern Ungereimtheiten überreden?

Auser

Auser Deutschland, dürfte die Astrologie eben so wenig an ihren Glücke verzweifeln.

Der Engelländer, der noch vor nicht gar zu viel Jahren, einen Mann in eine Quartierbouteille wollte kriechen sehen, der sich an der Themse versammlete patagonische Riesen aussteigen zu sehen, der vor kurzem auf das Poltern des Geistes in Cocklane horchte, und noch auf Wilks und Junius patriotisches Lästern horcht, der würde gewiß auch, seinen Landsmann Merlin hören; Vor allen Dingen, wenn Merlin wieder den Hof weissagte.

Ob der Franzose an die Astrologie glauben würde, das kann ich nicht sagen, aber das weiß ich, daß er ohne an sie zu glauben, doch Astrologen fragen würde, so bald es Mode wäre, denn unter den Gehorsam der Mode, nimmt ja selbst der Franzose seine Vernunft gefangen, der Vernunft gefangen zu nehmen hat.

Nun aber, diese Mode aufzubringen, wäre nur ein junger wohlgebildeter munterer Astrologe nöthig. Den guten Ton dazu würde bald das Geschlecht angeben, das in Frankreich, Staat, Krieg, Wißenschaften und Religion, troß dem salischen Gesetze regieret.

Diese Hoffnung versichert dem ersten Astrologen der sie nöthig hätte, eine ganz neue Begebenheit. Hr. de la Lande hatte von den Wirkungen, die Kometen haben

ben können, ohngefähr so was gesagt, wie etwa vor siebenzig Jahren Whiston in Engelland und vor dreyssig Jahren Heyn in Deutschland gesagt haben. Was Whistons Schrift in Engelland für Folgen gehabt hat weiß ich nicht so genau, es steht was davon in Swifts Werken, aber wer wird den Spötter als Gewährsmann einer Begebenheit anführen? Heyns Geschichte fällt in meine Lebenszeit: Ich weiß daß er niemanden beunruhiget hat, als ein paar Pfarrer und Schulrectoren, die wieder ihn geschrieben, und bey der Gelegenheit gezeigt haben, daß sie noch viel weniger Physik und Mathematik verstanden, als Heyn, der selbst so wenig verstand. Der deutsche Laye, ließ die Gelehrten streiten, und erwartete ruhig bey einem Glase Wein, den Kometen der das Vorspiel des jünsten Tages bringen sollte.

Die Franzosen mögen Ursachen haben, sich vor dem jüngsten Tage mehr zu fürchten als die Deutschen, denn in Paris entstand über Hrn. de la Lande Aeuserung, so allgemeine und unbändige Unruhen, daß die Policey ihre Aufmerksamkeit darauf richten mußte, und daß der Astronome genöthiget war sich zu erklären, er habe

es so böse nicht gemeynt, und es können noch viel Kometen kommen ehe die Welt untergeht.

Dieses Verhalten einer Stadt aus welcher alle Deutschen die das Geld dazu haben, ihre Weisheit hohlen, vom Fürsten, bis herunter zum Candidato juris der als Hofmeister den Kaufmannssohn führt, fällt in das Jahr tausend siebenhundert und drey und siebenzig; in welchem Jahre aus der guten Stadt und berühmten Universität Göttingen, Ungelehrte und Gelehrte, nach Osterrode wallfahren, daselbst, mit der Hand eines siebenten Sohnes vom Speichel seiner Mutter benetzt, ihren Kranken über das Maul streichen zu lassen. Wer an den siebenten Sohn glaubt, der würde gewiß auch an die sieben Planeten glauben.

In der That braucht der Satz daß sich die Sterndeuterey wohl hätte erhalten können, gar nicht durch das unterstützt zu werden, was die Juristen probationem artificialem nennen. Bey ein wenig Umgange, und dem mit Personen nicht vom geringsten Range wird man immer Leute finden, die sich wohl wahrsagen ließen, wenn es jemand thun wollte. Ich wüßte

hievon mir vorgekommene Erfahrungen anzuführen, ich will aber nur eine öffentlich bekannte erwähnen; Es sind noch nicht dreyßig Jahr, daß der Königl. poln. Churf. sächs. Hofastronomus Kindermann, unter dem Schutze eines der höchsten damaligen Minister weißagte; In eben dem Lande, deßen Calender etwa dreyssig Jahr vorher, durch den Leipziger Lehrer der Mathematik Junius, zuerst unter den deutschen Calendern, von den Astrologischen Thorheiten waren gereiniget worden.

Ich darf also für sicher annehmen, daß die Astronomen die Astrologie untergehen ließen, nicht weil sie **mußten**, sondern weil sie **wollten**. Und nun bleibt also noch die Frage ob sie daran klug gethan haben?

Gewiß nicht, wenn die Astronomie für sie nichts war als ein Brodtstudium. Hofften sie wohl, das Ansehen, den Unterhalt, die ihnen Wahrsagerkünste gegeben hatten, auch noch bey der wahren Astronomie? Etwa deswegen, weil diese den menschlichen Verstand auf seinem höchsten Gipfel erhebt, und den Schöpfer völlig so groß zeigt, als die Vernunft ihn

fassen kann? Wenn sie sich solche Hoffnungen machten, so hatten sie gewiß vor Beschäfftigungen mit der obern Welt, die niedere gar nicht kennen gelernt!

Allein die ersten, und daher eifrigsten Bestreiter der Astrologie hatten sie selbst gelernt, und getrieben: Und niemand hat mehr Gelegenheit der Menschen, hauptsächlich der Thoren, Gesinnungen und Neigungen kennen zu lernen, als ein Wahrsager; er kann selbst seine Kunst ohne diese Kenntniß nicht wohl ausüben. Also erwarteten diejenigen welche die Sterndeuterey aufgaben, gewiß nicht, daß ihre Mitbürger der Vernunft die Opfer bringen sollten die sie bisher dem Wahne gebracht hatten.

Es war Gewißenhaftigkeit, sich nicht ferner von Betrügereyen zu nähren; Und bey derselben nicht zu verhungern, das setzte zum Voraus, daß der Astronome noch sonst was brauchbares gelernt hatte, sonst hätte er doch bey seiner bisherigen Lebensart sein Gewißen beruhigen müßen, wie es mancher Advocat beruhiget.

Wenn dem Astronomen die Wißenschaft die er aus Neigung trieb, als Wißenschaft nichts einbrachte,

so war es ihm gleichgültig, die Zeit die er ihr einmahl entziehen mußte, auf ganz fremde Beschäftigungen, oder auf solche zu wenden, die von ihr nur Nahmen hatten. Konnte ihm noch etwas die letzten erträglicher machen, so war es der Gedanke, daß sie der Astronomie ein Ansehen größerer Wichtigkeit gäben.

Ich habe aber schon gezeigt daß allgemeine und große Achtung gegen die Sterndeutung, doch der Astronomie sehr wenig Vortheile gebracht hat.

Gegentheils, seit dem Falle der Sterndeuterey ist der Gebrauch der Astronomie, in der Zeitrechnung, der Geographie, der Schiffarth, erst vollkommen und allgemein geworden; Ein Gebrauch der sie auch denen empfihlt für welche sie, nur als die edelste Beschäfftigung des menschlichen Verstandes, keine Reizungen hätte.

Es wäre auch sehr undankbar, wenn man klagen wollte, der wahre Werth der Astronomie, für den Verstand, und für die äuserlichen Bedürfniße, werde ganz verkannt. Die größten Monarchen, haben ihr seit mehr als hundert Jahren freygebige Achtung bezeigt. Und in Göttingen, hat sie allemahl, von dem

gnädigen Schutze den nützliche Wißenschaften hier genießen, einen beträchtlichen Antheil erhalten.

Was der Eifer ihres Freundes noch wünschen dürfte, wäre: gründliche Kenntniße von ihr, die so einen wichtigen Theil der Vernunft ausmachen, mehr ausgebreitet, ihre Ausübung, die in so viel Vorfällen nützlich ist, allgemeiner gemacht zu sehen.

Daß heißt: er wünscht eine große Menge seiner Mitbürger würden klüger:

Aber, wenn so viel seiner Mitbürger die sich sehr klug dünken, und denen es an Zeit und Gelegenheit sich zu unterrichten nicht gemangelt hat, von Himmel und Erde die ungereimtesten Vorstellungen haben; Wenn diejenigen unter ihnen, die mit einem mäßigen Aufwande, das edelste Vergnügen an den größten Werken der Schöpfung genießen könnten, nur für langweilige, thörigte, schändliche Ergötzungen reich sind; Da wünscht er gewiß nicht daß ihm diese Leute Geld für Wahrsagungen bringen sollten. Denn da, dürfte er ja nicht öffentlich sagen daß sie tumm sind.

# III.

# Ob die meisten Thiere in beständiger Furcht leben?

Der Hr. Generalsup. Jacobi hat diesen Satz in seinen Abhandl. über wichtige Gegenstände der Relig. V. Abh. 167. sehr scharfsinnig zu behaupten gesucht. Er beruft sich darauf, daß fast jedes Thier seinen Feind hat, dem es endlich zur Beute wird, und sich vor ihm so lange es lebt zu hüten sucht.

Daß ein Thier künftige Schmerzen fürchten kann, von denen es schon Erfahrung gehabt hat, ist unläugbar; sehr rührend schildert Hr. J. 170. S. das Pferd das sich durchgezogen hat, über dessen ganze Haut ein Schauder lauft, wenn ihm das schwere und harte Geschirr über seine Wunden geworfen, und es durch einem empfindlichen Schmerz der Peitsche gezwungen wird seine Wunden gegen die Last zu setzen.

Wie aber ein Thier etwas fürchten könne, dessen gleichen es noch nicht empfunden hat, das läßt sich, wenigsten aus demjenigen was wir von den Thierseelen zu wissen glauben, nicht wohl erklären. Dem Menschen eröffnen Vernunft und Unterricht Aussichten in künftige Gefahren, bey dem Thiere nehmen wir nichts dergleichen an.

Sollte die Taube nach Hr. J. Vorstellung, so oft sie ein paar Körnchen verschluckt hat, sich deßwegen umsehen, weil sie einen Räuber fürchtet? Von der

glaube ich es, die schon einmahl den Klauen des Habichts entwischt ist. Keine andere kann wissen was ihr von dem Raubvogel der auf sie zuschiesst von dem Jäger der auf sie ziehlt bevorsteht.

Und selbst die, die schon einmahl entronnen ist, weiß nicht, was für einer Gefahr sie entronnen ist. Sie entriß sich einem Zwange, der sie hinderte so zu handeln wie sie sonst gewohnt war, sie entfloh vielleicht Schmerzen, aber daß sie dem Tode entfloh, das weiß sie schwerlich.

Kenntniß von seinem eignen Tode, entsteht bey dem Menschen nur aus Nachrichten die ihm die Erfahrung aller Zeiten erzählen, Furcht vor dem Tode setzt Gedanken von der Unsterblichkeit zum voraus.

Man begreift also nicht leicht, wie ein Thier wissen kann daß es sterben wird, wie es seinen Todt fürchten kann.

Angenehme Empfindungen zu haben, wenigstens unangenehme zu vermeiden, das ist das beständige Bestreben des Thieres, und daraus muß man deucht mich alle seine Handlungen erklären.

Meines Erachtens hat der Schöpfer die Sinne der Thiere, und die Verbindung ihres Leibes mit ihrer Seele so eingerichtet, daß ihnen das unangenehme Empfindungen erregt was ihnen schädlich ist. Das Thier hat (die Fälle die ich anfangs erwähnt habe ausgeschlossen), keine Furcht vor Gefahr, sondern

ein

ein Grauen vor etwas Wiederwärtigen. Man sieht die Glucke ängstlich ihre Küchlein zusammen rufen, und hoch in der Luft nimmt man mit Mühe einen schwebenden Punct wahr. Woher weiß denn die Henne, daß dieses Geschöpf welches ohne ihre Erinnerung kaum der Mensch für das was es ist erkennen würde, ihren Kindern droht? Giebt es nicht genug Mütter, welche bey aller Vernunft die menschliche Mütter haben könnten, nicht wissen, daß der Stutzer den Töchtern gefährlich ist? Also, denke ich, der Raubvogel muß etwa der Henne gräßlicher aussehen, als der Stutzer jenen Müttern.

Daß bey den Thieren, nicht Furcht vor Gefahr, sondern sinnlicher Abscheu, vor etwas Wiederwärtigen, Ungewohnten ist, beweißen deucht mich die Dinge vor denen Pferde scheu sind. La Fleurs Pferd beym Yorik, hatte doch wirklich von dem todten Esel der im Wege lag nichts zu befürchten, aber es wollte bey diesem ihm ungewöhnlichen Gegenstande nicht vorbey. Wenn das Curassierpferd einmahl Trommeln und Schiessen zu hören gewohnet ist, rennt es in Bajonette.

Von den Kindern, die noch meist Thier sind, kann man ziemlich auf Thiere schliessen. Kinder fürchten gewiß keine Gefahr, denn sie haben keine Begriffe von Gefahr, aber sie fliehen ein Ding das ihnen seltsam vorkömmt. Ich habe ein Kind gesehen, das seinen

Vater

Väter nicht leiden konnte, wenn er eine rauche Mütze aufhatte.

Nur im Vertrauen auf den Schutz seines Schöpfers in Erwartung eines glücklichen Lebens, kann der Mensch Gefahren getrost entgegen gehen. Das Thier, kennt weder diese einzige wahre Ermunterung gegen das Schrecken des Todes, noch die niedrigern, die zuweilen für erhitzte Einbildungskraft jener Stelle vertreten, Liebe fürs Vaterland! ewiger Nachruhm! Nicht einmahl, was zum nächsten an Peitsche und Sporn gränzt, das Mittel womit noch zuweilen der Officier seine Leute gegen den Feind treibt: Fluchen. Doch vielleicht irre ich mich in dem letzten Satze; vielleicht wirken die gemeinschaftlichen Machtworte des Officiers dessen Bataillon zurück weichen will, und des Fuhrmanns, dessen Karrn seitwärts neben dem Trocknen steckt (*) beyde nur als Töne, nicht durch Begriffe.

Der Schöpfer kann unmöglich die Thiere einer beständigen Angst ausgesetzt haben, gegen die Er ihnen kein Mittel gab. Seine Güte verbirgt ihnen das Schrecken der Zukunft, und nur in den kurzen Zeiten wenn es die Ordnung der Welt erfodert empfinden sie Schmerzen und Todt.

(*) Die Figur, in der Grundsprache Charientismus genannt, ist aus Sophiens Reise.

IIII.

# Sammlung romantischer Briefe.

*Erster Theil.*

---

Halberstad MDCCLXVIII.

(202 Octavs.)

Die Frau von Marsay war eine Wittwe, so vollkommen, daß, wer sie kannte, nichts außer ihr sehen konnte: (VIII Br. 31. S.) und Frymann war ihres Sohnes Hofmeister, eine große Seele. (II. Br. 8. S.) Die Geschichte hat uns von diesen vortrefflichen Personen eigentlich nur einen einzigen Umstand aufbehalten, weil derselbe allein schon zulänglich war, ihre Vorzüge in völligem Glanze zu sehen, denn wo wären ein Paar gemeine Sterbliche zu der That fähig gewesen, die man von ihnen liest: zu einer gemeinschaftlichen That, aus der ein kleiner Jacob entstand. Die Frau von Marsay stirbt, und hinterläßt ihrem Liebhaber, und ihrem Sohne ein Landgütchen. Jacob wird bey einem Pfarrer Wulmoth erzogen. Im Vorbeygehen es zu sagen, Frymann hätte auch ein Pfarrer werden können, aber, sagt er, (VII Br. 31. S.) meine Leidenschaft machte mich weise genug, ein Alltagsmädchen, und eine Präbende auszuschlagen. Auch scheuchte bey ihm (2 S.) ein ewiges Tändeln den Gedanken von der wahren Besserung weg, ein Ausdruck, der aus dem romantischen ins Deutsche übersetzt, ohngefähr so viel

sagen möchte: daß dem guten Frymann kein geistliches Fleisch gewachsen war.

Der Herr Wulmoth hat, allem Ansehen nach, eine Kostschule, wo nebst Jacoben, auch ein junger Ormon, und eine Nannete erzogen werden. Das Alter dieser Kinder muß nur aus den Umständen geurtheilt werden, denn der Herausgeber der Briefe hat die alten Geschichtschreiber nachgeahmt, die der selige Prof. Christ deswegen lobete, daß sie die Chronologie bey ihren Erzählungen nicht angezeigt hätten. Nannete, (denn die wird doch wohl männliche Leser mehr intereßiren, als die beyden Knaben) muß ohngefähr so alt seyn, als Horazens Chloe, da ihr zugerufen ward:

*desine, desine matrem*
*iam matura sequi viro.*

Nannete zieht die Lüste eines schon ziemlich bejahrten Amtsmann auf sich. Einen Brief von ihm (XVI. Br. 81 S.) würde ich in der Manier des Lovelace geschrieben nennen, aber: Clarissens Verführer; und ein alter deutscher Amtmann! Und dann schrieb Lovelace an seinen Freund, und der Amtmann schreibt an einen Tagelöhner der ihm das Mädchen liefern soll, und den er mit einem Thaler bestechen will. Diesem be-

beschreibt er, in was für einer Gradation er mit triumphirenden Waffen von den äußersten Gränzen bis zur Capitale kommen wolle. Der ehrliche Tagelöhner bringt dem Pfarrer den Brief, ich vermuthe sehr, weil er ihn nicht lesen konnte, oder wenigstens nicht verstand, und der Pfarrer schicket Nanneten in Sicherheit zum Frymann.

Jacob muß zur Uebung seines Verstandes dem Pfarrer sagen, was er unter einem Baume, einer Pflanze, einem Vogel, einer Taube versteht; (VIII. Br. 37. S.) Aus dieser Nachricht sollte ich ihn eben für kein Kind halten, denn Hr. Wulmoth selbsten, wenn ihn Linnäus hierüber examiniren sollte, möchte wohl schlechter bestehen, als er vielleicht im Consistorio bestanden hat. Weil aber doch Jacob Vogelbauer schnitzet, und Schiebkugeln dreht, und fremde Sprachen zu lernen, aus dem Grunde begierig ist, daß er mit den fremden Leuten, die manchmal durch das Dorf reisen, reden könne, und die Neuigkeit lernet, daß der Schäfer Moses ein Heerführer geworden; (41. S.) so kann er wohl noch nicht aus den Kinderjahren heraus seyn.

Frymann läßt seinen Sohn nach einiger Zeit zu sich kommen, und unterrichtet ihn sowohl, daß Jacob

ungemein gelehrte Briefe an Ormon schreibt, von der Anatomie der Blumen, von den zwey und zwanzig Völkern des Mithridates, deren jedes seine eigene Sprache hatte, von einem gewissen Timosthenes, nach dessen Berichte man in einem Theile von Chlocis dreyhundert Nationen gezählt hat, da jede ihre eigene Sprache hatte; von den Arabern, die fünfhundert Worte für einen Löwen haben, u. s. w. (*). Man wird ungewiß, ob diesen Brief ein pedantisches Kind oder ein kindischer Pedant geschrieben hat, der Herausgeber aber zeigt in Anmerkungen, daß sich aus dem Plinius und Valerius Maximus, und aus andern Schriftstellern noch vielmehr Gelehrsamkeit hätte beybringen lassen. Ich aber hätte Jacoben gerathen, statt eines solchen Briefes, dem Ormon nur gleich die Acerram philologicam zu schicken.

Was man hiebey am wenigsten erwarten sollte, ist, daß Jacob von seinem Vater mit Erstaunen hört, daß die Welt einen Anfang gehabt hat, bis dahin hatte er geglaubt, die Welt sey immer so gewesen, wie sie jetzo ist. Und der Vater will ihm nicht einmal dieses Geheimniß recht erklären. Vielleicht denket man, der Herr Pfarrer Wulmoth hätte bey Gelegenheit des



(*) XIX. Br.

Schäfer Moses auch vom Anfange der Welt was sagen können. Weil er aber mit Recht jungen Leuten keine Ideen geben will, die nicht mit den schon bekannten, und mit den ersten sinnlichen Eindrücken in der genauesten Verbindung stehen (*), so war vielleicht der Begriff von einem Anfange der Welt noch für diese Jugend zu hoch, und er versparte solche Lehren vermuthlich in einen Catechismus, von dem er redet, der so eingeschränkt ist, daß er für niemanden, als auf die bestimmteste Weise für Jacob und Nannetten alleine paßt (**). (Von einer Gemeinde der Gläubigen muß also wohl nichts darinnen stehen.) Wenn aber Jacob über des Mägdchens Busen herschielet, und seine Haarlocken sich mit den ihrigen verwickeln: (41. S.) das sind wohl bekannte Ideen, die mit sinnlichen Eindrücken in genauer Verbindung stehen, und darum hat der Pfarrer nichts dagegen einzuwenden.

Noch ehe diese beyden ihren Catechismus zu lernen anfangen, erhält Jacob von seinem Vater die Versicherung, Nannette solle ewig die seinige seyn (***). Es ist bey einer so philosophischen Erziehung, wie diese junge Leute genießen, vorauszusetzen, daß Jacob wenig-

 stens

(*) XXI. 1186. (**) Das. 116.

(***) XXII. 119 S.

stens ungefähr um die Zeit, da er was vom Anfange der Welt hörte, auch eine Definition davon bekommen habe, was es heißt, ein Mägdchen ewig besitzen, sonst würde er wider alle Regeln, die in diesen Briefen eingeschärft werden, hier Worte ohne Gedanken brauchen.

Jacob schreibt dieses an Ormon, einen Knaben, der etwas älter seyn mag. Wenn man die Herzen der Knaben nur ein wenig kennet, so wird man als möglich ansehen, daß Ormon auch in Nannetten verliebt seyn konnte; und das ist wirklich der Fall. Mit dem freundschaftlichsten Herzen gegen Jacob ist doch Ormon durch seines Freundes Glück unglücklich. Doch Jacob weiß ihn zu trösten. Er findet sehr natürlich, daß Ormon seines Freundes Geliebte auch liebet (*), und hält es so besser, als wenn sich Ormon eine andre Gattinn suchte, wo die Freundschaft durch mehr Ausbreitung nur geschwächt würde. O Himmel! ruft er aus, denke nur, wir drey zusammen, Jacob und Ormon, und zwischen uns beyden unsre Nannette, was dieses für eine Seligkeit seyn muß (**)! Ich verbitte, daß niemanden hiebey etwa eine Figur zum Aretin einfällt.

Ormon

(*) XXVII. 133 S. (**) 137 S.

Ormon kann Jacoben nicht begreiflich machen, daß sie beyde zusammen Nannetten nicht heyrathen können, und Jacobs Vater verlangt über diese schwere Frage des Pfarrers Entscheidung. Nun folget vom Herrn Wulmoth ein theologisches Bedenken (*), wo man liest, daß nach Lycurgs Gesetzen einem alten Manne, der eine junge Frau hatte, erlaubt war, einen schönen und starken Jüngling zu ihr zu führen, daß die ursprüngliche Natur des Menschen gekränkt wird, wenn man jemanden, der auf alle Früchte im Garten Ansprüche hat, nur auf eine einzige Frucht einschränken will, daß der Mensch nicht, wie manche Thiere, wie der Löwe, der Tiger, und die meisten Vögel, nur einzeln gepart ist, und daß es also nur darauf ankömmt, ob ein Weiblein sich und seine Jungen allein, ohne Beyhülfe des Männchens, ernähren könne. Das beweisen aber so viel Nationen, wo die Weiber schwere Arbeiten verrichten. Die Weiber der Algonkins, deren faule Männer gar nichts thun, die Weiber der Patriarchen, und noch jetzo der Morgenländer, die Weiber der Gelons, die Häuser bauen, und die Erde pflügen mußten, dafür aber auch zur Entschädigung die Erlaubniß hatten, jeden Kriegsmann, der ihnen

 gefiel,

(*) XXIII. Br.

gefiel, bey sich schlafen zu lassen, die Weiber der alten Gallier, statt deren die Männer sich ins Wochenbette legten. — — Doch ich kann dem Herrn Pfarrer in aller dieser Gelehrsamkeit nicht folgen; wäre es mir so wichtig, als ihm gewesen, den Satz zu erweisen, daß nach seinem Ausdrucke: das Weiblein sich, und seine Jungen allein ohne Beyhülfe des Männchens ernähren kann, so hätte ich weder den Herodot, noch den Strabo nachgeschlagen, weder an Algonkins, noch an Patriarchen gedacht, sondern mich nur auf die Städte berufen, wo Garnisonen liegen, oder Musensitze sind. Ob er sich im übrigen damit dem schönen Geschlechte sehr empfehlen wird, daß er von ihm redet, wie man vom Viehe gewohnt ist, das mögen andre beurtheilen.

So viel Nachrichten auch der Herr Pfarrer zu seiner Absicht von den Verfassungen allerley Völker gesammlet hat, so hält er es doch nicht der Mühe werth, hierunter eine Art von Menschen zu erwähnen, die über den ganzen Erdkreis ausgebreitet sind, sich mit einigem Grunde für klüger, gesitteter und glücklicher halten, als alle übrigen Nationen, und einen Stifter verehren, der, ohne den geringsten Enthusiasmus betrachtet, doch eben so weise gewesen zu seyn scheinet, als Lycurg;

diese Leute nennen sich Christen, und Herr Wulmoth wagt viel, wenn er Abweichungen von solchen Gesetzen, in denen sie alle, auch bey sonst sehr unterschiedenen Denkungsarten, übereinstimmen, von ausdrücklichen Anordnungen ihres Stifters, durch das Beyspiel der Huronen und Hottentoten rechfertiget.

So bescheiden ist er indessen doch, daß er nur unter gewissen Umständen verstattet, daß ein Weib eben so leicht seine Liebe unter viele Männer, als ein Mann unter viele Weiber theilen könne, und wenn Jacob und Ormon zusammen nur eine Nannette hätten, Aergerniß zu vermeiden, nur Jacoben mit Nannetten will trauen lassen, aber beyde wären die innigsten Freunde des Ormons (*). Mich dünkt, dieser Vorschlag selbst, ist von nicht ungewöhnlichen Beyspielen abstrahirt, und nur das einzige unerwartete, das ich hier finde, ist die Uneigennützigkeit des Pfarrers, der sich gefallen läßt, weniger Trauungen, als Hochzeiten zu haben.

Ormon scheint eine ganz gute Art von Jungen zu seyn, und seinen natürlichen Verstand gesunder behalten zu haben, als man in einer solchen Gesellschaft hoffen durfte. Er nimmt Jacobs Erbiethen nicht an, und



(*) XXIII. Br. 169 S.

und ihn von seiner Leidenschaft zu heilen, findet Frymann für gut, statt ihrer eine Passion für die Religion in sein Herz zu setzen (*). Bisher hatte die Religion mehr das Gedächtniß als die Urtheilskraft seiner Kinder beschäftiget, itzt, da sie Gemüthsbewegungen empfinden, da durch schmerzhafte Gefühle ihr Geist in die Zukunft geworfen worden, da von Ormonden Jacoben der schreckliche Gedanke erregt wird, daß Nannette sterben kann, itzt war es nicht nur der glückliche Augenblick, sondern auch der einzige Ausweg, diese Kinder zu stärken, daß man sie itzt mit Gott, und mit der Unsterblichkeit vertraulicher macht. Religion, du einzige Stütze der Unglücklichen! — Freylich ist Frymanns Religion für ihn was sehr vortreffliches, wie wollte er ohne sie ein paar Jungen trösten, die sich beyde in ein Mägdchen verliebet haben? Wer nicht so erhaben dächte, als Frymann, würde zu dieser Absicht fleischlichere Mittel erwählen, und doch vielleicht dabey glauben, daß die Religion zu etwas gut ist, auch wenn man nicht unglücklich ist, daß nach dem Laufe der Natur, ihre Wahrheiten von einem gelaßnen Gemüthe müssen seyn gefaßt worden, wenn das bestürmte sie gebrauchen soll, daß man nicht früh-

zeitig

(*) XXXV. Br.

zeitig genug sich mit Lehren bekannt machen kann, an denen man seine ganze Lebenszeit zu lernen hat, daß des Kindes unsichere, irrige und eingeschränkte Kenntniß von dem Erwachsenen soll bestätiget, berichtiget, und erweitert werden, und daß doch meistentheils des Kindes Einfalt nicht so lächerlich irrt, als der Stolz des Philosophen.

Nur noch ein Wort von Nannetten. Sie meldet in einem der letztern Briefe (*), daß sie schon allmählich etwas in der Küche anordnen könne. So viel ließe sich auch wohl von einem Mägdchen erwarten, das schon so lange Braut ist, und zween Männer auf einmal haben soll.

Das ist ungefähr das Wesentliche von dem Innhalte dieser Briefe, und den Paradoxen, derentwegen der Herr Herausgeber sie bekannt zu machen für nöthig fand, um dem Leser eine neue Seite der Dinge zu zeigen, und unsre Einsichten in die Werke des Schöpfers zu erweitern.

Von der Schreibart habe ich einige einzelne Proben angeführt. Die Frau Marsey verdient in ihrem Lande jährlich eine Gedächtnißpredigt, daß sie durch ihre Wohlthat die Kanzel von einem sol-



(*) XXXVII. Br.

chen hirnlosen Schreyer, als Frymann ist, errettet hat.

Vor vielen Jahren, als in Leipzig Pantomimen aufgeführet wurden, schrieb Leßing: Ich bewundre Nicolinen, daß er seine kleine Affen für Pantomimen ausgeben kann. Und ich bewundre den Verfasser dieser Briefe, daß er seinen Buben, der den Catechismus vom Trauungsformular anfängt, seinen heidnischen Pfarrer, und seinen verdorbenen Candidatum Ministerii, jenen für ein liebenswürdiges Kind, diese für ästhetische Philosophen ausgeben kann.

V.

Geheimes

# Tagebuch

von

einem Beobachter seiner selbst.

---

Leipzig
bey Weidemanns Erben und Reich 1771. gr. 8. 264. S.
mit vielen eingedruckten kleinen Kupfern.

Nach des Herausgebers Versicherung, ist dieses Tagebuch verfertiget worden, ohne daß sein Verfasser die Bekanntmachung desselben vorgehabt; er würde selbst erschrecken, wenn ihm ja noch ein gedrucktes Exemplar zu Gesichte kommen könnte, (was soll der Leser hierbey von dem Verfasser muthmaßen? daß solcher todt, oder daß er etwa in den unbekannten Südländern ist?) Eingeschoben, sagt der Herausgeber, sey nichts in dieses Tagebuch, manches weggelassen, was des Verfassers Person kenntlich machen, oder Misdeutungen veranlassen könnte.

Es enthält den Jänner 1769. Den Anfang machen Grundsätze, die der Verfasser jeden Morgen und Abend lesen und erwägen will. Als: Nie ohne Dank und Gebeth, und den Gedanken aufzustehn, daß es zum letztenmale seyn könne. Nie Morgens oder Nachmittags an Geschäffte zu gehn, ohne vorher wenigstens einige Augenblicke einsam Gott um Segen angefleht zu haben. Täglich einige Kapitel in der Bibel, besonders im neuen Testamente zu lesen, und einen Spruch zur öftern Wiederholung auszuzeichnen. Jeden Tag wenigstens ein Liebeswerk auszuüben, seinen

Hausgenossen nützlich zu seyn, durch Essen und Trinken sich nicht in Geschäfften untüchtig zu machen, nie ohne Gebeth schlafen zu gehen; gesund, des Nachts nie länger als acht Stunden zu schlafen u. d. g. Die meisten dieser Grundsätze sind richtig und offenbar, und man darf dem Verfasser zutrauen, er habe sie schon längstens gewußt und zum Theil beobachtet. Bey einigen findet die Unbequemlichkeit statt, die entsteht, so bald gewisse Formen, der Tugend und Frömmigkeit wesentlich gemacht werden. Nicht zu lange zu schlafen, das ist eine Regel, zu der weder tiefe Philosophie, noch weniger Christenthum gehört. Nun den 3. Jannuar hat der Beobachter diese Regel verschlafen. Das will ich ein andermal zu verhüten suchen, würde er ermuntert gedacht haben, wenn er sie nur als eine Vorschrift, wie im Jesus Sirach stehen, betrachtet, und die verschlafene Zeit so gut als möglich einzubringen gesucht hätte. Statt dessen wird er mürrisch, schilt die Magd, daß sie ihn nicht geweckt hat, ob er es gleich nicht befohlen hatte; aber einen Schriftsteller, welcher kömmt ihm mit einer Vorlesung die Zeit zu verderben, den abzuweisen, den ohne Schmeicheleyen anzuhören, dazu hat er das Herz nicht. Nämlich das Alles deswegen, weil er es sich zu einer Sünde machte, bis 9 Uhr geschlafen.

schlafen zu haben, und sich vorstellte, was er den Engeln für einen Anblick dargeboten habe. Vielleicht hätte ein anderer diesen zweyten Fehler vermieden, der bey dem ersten an keinen Engel gedacht hätte.

Einer von vorerwähnten Grundsätzen des Verfassers ist: Ich will nichts thun, das ich unterlassen würde, wann Jesus Christus sichtbar vor mir stünde, nichts, was mich nur vielleicht in der ungewissen Stunde meines gewissen Todes gereuen könnte; alles ohne Ausnahme im Namen Jesu Christi, und als sein Jünger thun, alle Stunden zu Gott um dem heiligen Geist seufzen, und in einer beständigen Verfassung zum Gebete seyn.

Der erste Theil dieses Grundsatzes scheint die Frömmigkeit gar zu sinnlich zu machen. Der Gedanke, daß wir alles vor einem allwissenden Gotte thun, soll freylich beständig in uns wirksam seyn, und wenn der nicht mächtig genug ist, so wird die Einbildung des sichtbaren Erlösers ungefähr für uns das seyn, was ein wiederkommender Todter für die wäre, die Mosen und die Propheten nicht hörten. Der Verfasser hat nicht bedacht, daß es gewisse uns unvermeidliche Handlungen giebt, bey denen nach allen Begriffen vom Wohlstande, es höchstanstößig wäre, an das sichtbare Dastehen zu denken.

Freylich,

Freylich, wenn man dieses gegen den Herrn Verfasser erinnert, schicanirt man ihn gewissermassen, blos über den Ausdruck eines an sich wahren Satzes. Indessen dienet dies eben zur Beurtheilung, ob es wohl gethan sey, wichtige Vorschriften der Religion so sinnlich auszudrücken.

Der nächste Theil des Grundsatzes könnte auch oft einen Misbrauch des Namens veranlassen, in welchem der Herr Verfasser alles ohne Ausnahme thun will; und dieses muß er sich doch recht ernstlich vorgenommen haben, weil er alles, ohne Zweifel in seinem Manuscripte unterstrichen gehabt, und noch die Definition davon hinzusetzt. In diesem Namen haben die Jünger des Heilandes wohl Wunder gethan; aber schwerlich alles ohne Ausnahme.

In einer beständigen Verfassung zum Gebete zu seyn, kann so viel heißen: nie die Vorstellung eines Gottes, in dem wir leben und sind, aus den Gedanken lassen, und so können wir bey allen unsern Geschäfften beten. Sollte aber Gebet hier das heissen, was man gewöhnlich so nennt, so steht es nicht allemal in unserer Willkühr, unsere Gedanken von dem, worauf sie jetzo gerichtet sind, vielleicht unserer Pflicht nach gerichtet seyn müssen, abzuziehen, und ein förmliches

Gebet

Gebet mit Andacht zu thun. Was der Herr Verfasser hier meyne, hat er nicht erklärt. Da er für sich schrieb, war dieß kein Fehler. Nun aber sein Aufsatz zu Erbauung bekannt gemacht wird, wäre es nicht überflüßig gewesen, Misdeutungen vorzubeugen, die frommen Seelen sonst Schwierigkeiten machen, und Uebelgesinnten Gelegenheit zum Spotte geben können.

Ueberhaupt scheinen diese Grundsätze allzusehr auf den speculativen Gottesdienst gerichtet, auf fromme Empfindungen, die ohne Zweifel die erhabensten, selbst die angenehmsten sind, deren Menschen fähig sind, denen wir uns aber nach den Absichten Gottes, eben deswegen nicht allemal überlassen können, weil er uns allerley irrdische Geschäffte aufgelegt hat. Daß diese Geschäffte, so gut wir unsere Pflichten dabey erkennen, auszurichten, auch Gottesdienst sey, hätte wohl in den Grundsätzen verdient angezeigt zu werden; wenigstens im Drucke für Leser, in seiner Handschrift war es ihm wohl als etwas ihm bekanntes entbehrlich.

Der Herr Verfasser erwacht den 1. Januar um 3 Uhr, und hat bey dem Jahreswechsel Gedanken, die er hoffentlich diese Nacht nicht allein gehabt hat. Er schläft wieder ruhig ein, und erwacht vor 6 Uhr.

Er nimmt sich vor, niemanden blos mit dem Munde ein gutes Jahr zu wünschen. Er hält es für niedrige Heucheleyen, nicht das zu denken und zu wünschen,

was man zu denken und zu wünschen scheinen will. Sollte diese Heucheley so schwer zu vermeiden seyn? Kann man den Wunsch nicht in so allgemeinen Ausdrückungen abfassen, nach denen man jedem das wünscht, was man ihm als Christ wünschen muß? Vielleicht nicht alles sagt, was man ihm wünscht, denn man könnte manchen wohl in Gedanken mehr Verstand und Tugend wünschen, aber ist es Heucheley, nicht alles zu sagen was man denkt?

Der Verfasser muß indessen bey diesem mehr Schwierigkeiten gefunden haben. „Bey dem Neujahrswun„sche meiner Magd unterdrückte ich einige bittere An„merkungen, die sich darein mischen wollten. Ich gab „dem Tone meiner Stimme die natürliche sanfte Ge„lassenheit, welche die unzertrennlichste Gefährtinn der „wahren Einfalt und Aufrichtigkeit ist — aber leugnen „will ich es nicht, ich fühlte es, daß ich meine Bitter„keit überwand, ich glaubte etwas Großes gethan zu „haben — und etwas Kriechendes mein Herz, wenn „du dich weniger überwunden hättest."

Die Magd ist, wie aus der Folge erhellt, vielleicht ein Trotzkopf gewesen. Solche Menschen aber macht man durch Bitterkeit nicht besser, sondern schlimmer. Das weiß man ohne Christenthum: Also ist es Pflicht, ihnen nicht bitter zu begegnen, am allerwenigsten, bey einer durch die Gewohnheit eingeführten freundschaftli-

chen Feyerlichkeit. Hätte ein Schüler des Sokrates vom Gefühle der Bitterkeit gegen einen Dienstboten, von Ueberwindung, von was Großem dabey geredet, wie wenig hätte der noch von seinem Lehrer gelernt gehabt.

Er giebt der Magd noch denselbigen Tag Abends ein Bündelchen alte abgetragene Wäsche für ihre kranke arme Mutter, die oft um dergleichen, ihrer Wunden wegen, hatte bitten lassen. Als die Magd dieserwegen gerufen wird, antwortet sie trotzig: Sie könne nicht kommen. Nach fünf Minuten kömmt sie und fragt, was er zu befehlen habe, und er ist stolz darauf, sie durch eine Wohlthat beschämen zu können. Es ist ein Triumph für ihn, sie so bestürzt, so beschämt mit dem Geschenke wegeilen zu sehen.

Die Tochter einer armen alten Frau, hatte ohne Zweifel sehr schlechte Kenntniß von Religion und Moral; ihre Dürftigkeit und was solche begleitet, machten sie verdrüßlich; wie beschwerlich sie dadurch andern fiel, das ganz zu verstehen, war ihr Verstand zu schwach, ganz zu empfinden ihr Gefühl zu stumpf. So hätte sich ungefähr ein Schüler des Sokrates den Trotz der Magd erklärt. Und nun über so was zu triumphiren? Erfreuen konnte ihn, wenn er an dieser Gemüthsart was verbesserte. Ihr aber als eine beschämende Wohlthat anzurechnen, was an sich von so geringen

 Werthe,

Werthe, ihm selbst nicht mehr brauchbar, was Pflicht gegen ihre elende Mutter, auf öfteres Bitten so lange versäumte Pflicht war? Stolz könnte ein Heyde darauf nicht seyn, eher vielleicht darüber demüthig.

Mir scheint es, als hätte der Verfasser Gesinnungen der geoffenbahrten Religion zu oft brauchen wollen, wo natürliche Moral genug gewesen wäre; die Vernunft ist sowohl ein Geschenk Gottes, als die Offenbarung, und die letztere muß etwas von der Ehrfurcht, durch die sie über unsere Seelen wirken soll, verlieren, wenn man sie immer zu Geschäfften, wo jene genug wäre, erniedrigt. Wer die Mechanik versteht, braucht künstliche Hebezeuge nicht, wo bloße Menschenhände, etwa mit Seilen und Rollen, genug sind; verfährt er anders, so setzt er sich der Gefahr aus, daß vielleicht die wirksamsten Schrauben und Räder, bey deren Gebrauch er ein kleines Versehen begeht, das nicht leisten, was einfachere Mittel geleistet hätten.

Ich muß überhaupt gestehen, mir, der ich von Natur ziemlich gutherzig bin, aber, eben weil ich meine Gutherzigkeit großentheils als Temperament ansehe, ihr keinen hohen Rang, auch nur als einer philosophischen Tugend einräume: mir kömmt es etwas sonderbar vor, wie der Verfasser oft keine Gutherzigkeit ausübet, dazu er doch unendlich erhabenere Bewegungsgründe so stark empfindet. Den 2. Jänner ist sein Tagespruch: Gieb

dem der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der von dir entlehnen will. Eine arme Frau, die sechs Thaler zur höchsten Bedürfniß braucht, wird von ihm mit den Worten abgewiesen: ich kann euch in Gottes Namen nicht helfen. Und wenn seine Ehegattin ihm nicht zugeredet, selbst ein Erbieten, das für ein Frauenzimmer großmüthig ist, dabey gethan hätte, so wäre die Arme ganz hülflos fortgeschickt worden.

Mit Recht erinnert ihn seine Ehegattin bey der Gelegenheit: nicht mit dem Evangelio zu prahlen. Wenn sie bereit war den Ring vom Finger zu dieser Wohlthat anzuwenden, und hierzu ohne langen Kampf mit sich selbst, ohne vorhergehendes Gebet bereit war, so zeigt dieses ein natürliches sehr gutes Herz an, das die dem Frauenzimmer doch auch natürliche Liebe zum Putze, nicht besiegte, sondern unterdrückte. Ein solches Herz handelt ohne langes Bedenken so, wie der Verfasser einsieht, daß man handeln soll, und doch kaum, nach Erkänntniß seiner Pflicht und Gebet, handelt.

Ein andermal, als er den 7 Januar verreiste, laufen ein paar arme Kinder, die zur Kirche gehen, neben seiner Kutsche um ein Allmosen her; sie hauchten in die Hände, sahen sehr erfroren aus; er läßt sie ein wenig neben her laufen, bewegt sich nicht, lächelt halb, nachdem er zu Gott um die Lenkung seiner Gedanken und Empfindungen geseufzt hatte, langt er mit einigem Un-

willen, weil ihn sein Pelzrock hinderte, in die Tasche, und wirft ihnen ein paar Groschen in den Schnee hinaus, die sie mit ihren von Kälte rothen, halbgeschwollenen Fingern suchen müssen. Das that ich, sagt er selbst, auf der Reise zu einem tödtlich Kranken.

Wenn ich den Verfasser nur aus dieser Handlung kennte, so wollte ich auf freyem Felde lieber einem feindlichen Husaren begegnen, als ihm. Denn was soll man von dem Herzen eines Mannes denken, der Gott erst um Lenkung seiner Gedanken und Empfindungen bitten muß, ehe er sich entschließt, armen Kindern ein Allmosen zu geben? und der es ihnen alsdann auf eine so grausame Art giebt? zum Beweise, daß dieses ungereimte Gebet, unerhört geblieben war!

Um nicht ungerecht zu seyn, muß ich beyfügen, daß in der Folge dann und wann bessere Proben von des Verfassers Wohlthätigkeit vorkommen.

Der sterbende Freund, und des Verfassers Empfindungen bey der Leiche, sind, vor vielen andern Stellen, lehrreich und rührend, hoffentlich nicht allen Lesern ganz neu, denn daß jemanden, der mit Empfindung denkt, ein Sterbebette, ein Sarg, oft erbaulicher sind als die Kanzel, ist eben keine unbekannte Wahrheit.

Der Herr Verfasser macht sich Bedenken darüber, daß die Vorstellungen, die diese Begebenheiten in ihm erregten, nicht ununterbrochen fortdauern, daß er,

gleich nach der Zurückkunft von dem Begräbnisse, in einer Gesellschaft, die daran wenigstens so viel Theil als er zu nehmen nicht Ursache hatte, ins Schwatzen, ins Tändeln, (sogar zitternd hat er es hingeschrieben,) ins Lachen geräth.

Wo ich mit dem Verfasser nicht einerley Meynung bin, begehre ich ihn deswegen nicht zu tadeln, seinem Gewissen Regeln vorzuschreiben, dazu bin ich so wenig berechtiget, so wenig ich ihm dieses Recht über das meinige einräume. Meine eigne Erinnerung aber versichert mich, daß man bey der Rückkunft vom Begräbnisse eines Freundes lachen kann, und daß doch die Empfindungen, die sein Sterben erregt hat, viel Jahre lang wirksam seyn können, vielleicht bis sie noch traurigern Platz machen.

Daß wir für eine Ewigkeit leben, der Gedanke muß unsere Handlungen regieren, aber uns nicht zu den Geschäfften untauglich machen, die Gott hier uns aufgetragen hat, auch nicht die Vergnügungen verbittern, durch die wir uns bey diesen Geschäfften aufheitern, selbst geschickter zu ihnen machen. In die Gemüthsverfassung wird uns dieser Gedanke bringen, daß wir die hiesigen Geschäffte nicht für unsere letzte Bestimmung, die Vergnügungen nicht für unser einziges Glück halten. Auf diese Art, deucht mich, muß ein Todesfall in uns beständig wirksam bleiben; ist uns vielleicht

dienlich gewesen, einen Gedanken, den wir sonst zu schwach gedacht hätten, mit gehöriger Stärke in uns zu erregen, ohngefähr wie verstockte Säfte, durch eine elektrische Erschütterung in Bewegung gebracht werden. Aber wenn die Lähmung nicht unheilbar ist, so setzen die Säfte nach dem die Bewegung für sich fort.

Von dem Verfasser scheint es fast, als erfodere er zur Gesundheit einen beständigen elektrischen Zustand, und glaube nicht Wärme genug zu haben, wenn er nicht Funken von sich giebt.

Sollte der Verfasser hierinnen und überhaupt in der Strenge seiner Sittenlehre zu weit gehen, so ist dieses Uebertriebene doch offenbar eine Folge eines ernsten und tiefen Nachdenkens, und der vortrefflichsten Gesinnungen, nur in einem Gemüthe, dessen Hauptzug eine ausserordentliche Lebhaftigkeit ist, die nichts mittelmäßig denkt oder empfindet. Bey geringen Veranlassungen zu Misvergnügen wird sie zum heftigsten Zorne, beym erkannten Fehler, zur schmerzlichsten Reue, bey Vorstellungen der Religion, zum Enthusiasmus.

Auf der Schaubühne gehörte zu diesem Charakter, des Kontrasts wegen, eine Ehegattin voll sanfter, frommer Vernunft. Und daß es auch in der wahren Geschichte so ist, erkennt der Leser, als eine Güte der Vorsicht gegen einen Mann, der so sehr verdient glücklich zu seyn, und der, mit einer Gesellschafterin von

ihm

ihm ähnlicher Gemüthsart, sehr unglücklich seyn würde.

Wenn man den Verfasser nach diesem seinem Temperamente beurtheilt, so wird man ihn mit leichtsinnigem und ungerechtem Tadel verschonen. Seine Sätze, wo sie von gemeinen Meynungen abzugehen scheinen, lassen sich, so viel ich davon untersucht habe, nicht durch eine kurze Beurtheilung niederschlagen. Sie sind immer zum Theil wahr; nur vielleicht von ihm über die gehörigen Gränzen erstreckt; aber ihnen ihre gehörige Bestimmung zu geben, und sie darnach zu prüfen, das ist wenigstens hier mein Werk nicht, wo ich nicht Lust habe etliche philosophischtheologische Abhandlungen zu schreiben; ich weiß nicht, ob es das Werk mancher andern Recensenten gewesen ist, die dieses Buch etwa so gelesen haben, wie sonst eine allerliebste witzige Kleinigkeit.

Einen Satz, weil ihn der Verfasser selbst beym 20. Jan. als eine seinen Gedanken nach neue Wahrheit anführt, kann ich doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. „Alles, was ihr bittet im Gebete, so ihr „glaubet, so werdet ihr es empfahen.“ Diese Verheissung, meynt er, werde mit Unrecht nur auf die eingeschränket, denen sie mündlich geschahe, und erfährt zu seiner Bestärkung, von einem Freunde der eben so denkt, Beyspiele ganz frappanter, und äußerst wunderbarer Gebethserhörungen.

Sollte eine Wahrheit, die in diesem Satze des Verfassers liegt, sogar verkannt seyn, daß er Ursache hätte, ihn nur mit Furchtsamkeit bekannt zu machen? Luther glaubte gewiß viel durch sein Gebet ausgerichtet zu haben, und eine Meynung, die von des Verfassers seiner nicht weit abgeht, muß wohl bey denen zum Grunde gelegen haben, denen die wolfische Lehre von dem Zusammenhange aller Begebenheiten in der Welt, anstößig war, weil dadurch die Kraft des Gebets geläugnet würde.

Man hat diesen Leuten damals geantwortet, die Erhörung sey eben so gut in den Zusammenhang gebracht, als das Gebet, und zwar als eine Begebenheit, von der das Gebet die Bedingung sey.

Wollte der Verfasser weiter gehen, und bey den fast wunderbaren Erhörungen des Gebets, das Wörtchen fast weglassen, so würde ich, anstatt darüber mit ihm zu streiten, nur das erinnern, daß die Gabe Wunder zu thun, wohl nicht anders ertheilt wird, als zugleich mit der Gabe zu beurtheilen, ob Wunder geschehen sollen. In des Verfassers System also würde ich ihm sagen, wofern sein Geist der Einsicht, ob Gott Wunder wolle gethan haben, nicht fähig sey, so könne ihm auch der Glaube zum wunderthätigen Gebete nicht gewährt werden. Ueber den Mangel dieses Glaubens aber habe er nicht zu seufzen, so wenig als ein rechtschaffener und brauchbarer Unterthan seufzt, daß sein

Fürst

Fürst nicht durch ihn geheime Kabinetsbefehle ausführt.

Zu des Verfassers eignen Sätzen gehören seine Urtheile über Schriftsteller. In Rabenern bemerkt er, (den 16. Jan.) bey aller Laune doch überall gute Absichten, und zieht ihn dieserwegen Swiften vor. Ein Urtheil, das, von einem Richter mit einem solchen Geiste, mit einem solchen Herzen gefällt, Rabenern mehr Ehre macht, als zwanzig Gedichte auf seinen Tod hätten thun können.

Basedowen ist der Verfasser gut (den 30. Jan.) weil der Mann selbst denkt und untersucht; zu irren scheint, aber durch seine Unternehmung verdient, daß der Verfasser Gott bittet, durch ihn der bessern Erkänntniß und der Wahrheit, einen offnern und gebahntern Pfad zu bereiten.

Sollte dieses Gebet nicht, nach des Verfassers eignen Aussprüchen, noch einen Zusatz vertragen, der Basedowen selbst richtige Einsichten, und dadurch noch grössere Fähigkeit für sein Vorhaben wünschte? oder versteht sich dieser Zusatz von sich selbst?

Mit dieser Einschränkung, dächte ich, würden es selbst diejenigen nicht verwerflich finden, die mit dem Verfasser hier in dem einzigen Punkt eins seyn möchten, daß Basedow irrt; wenn sie sich nur erinnern, daß die Vorsicht auch Irrende, wo nicht als Werkzeuge, doch als Veranlassungen gebraucht hat, daß wichtige Wahrheiten sind aufgesucht, bestätiget, ausgebreitet

worden. So über Basedowen zu denken, wird allemal, sittlich und christlich besser seyn, als wenn ihm jemand unredliche Mittel und Absichten vorwerfen wollte, der sich selbst überall durch Versprechungen, die er nicht zu halten gedachte, und Ruhm von Verdiensten, davon die wahren nicht sein eigen wären, fortgeholfen hätte.

Zu Erregung guter Gedanken und erhabener Empfindungen ist dieses Tagebuch allerdings sehr zu empfehlen. Auch wer glaubt, des Verfassers Sittenlehre sey zu strenge, wird wohl thun, wenn er dadurch veranlaßt wird, die seinige zu prüfen, ob sie nicht zu gelinde sey.

Nachahmer befürchte ich für Deutschlands Erbauung eben nicht. Den Ton von Klopstocks Hexametern und Youngs Empfindungen suchten freylich manche nachzukrähen, und nachzuwinseln; aber wenn einer unserer Nachahmer sich entschliessen sollte, sein Innerstes zu beobachten, so wird er hoffentlich noch so klug seyn, der Welt nicht zu sagen, was er gesehen hat.

In einer philosophischen Bibliothek gehört dieses Buch zu denen, welche als Sammlungen psychologischer Erfahrungen wichtig sind; wir haben an solchen Büchern noch nicht den Ueberfluß, den wir an Sammlungen von Versuchen in der Physik haben: denn die Seelen lassen den Erfolg der Experimente an ihnen nicht so gern bekannt werden, als die Körper. Eines weiß ich doch zu nennen, dessen Verfasser auch mit dem

Ge-

Gegenwärtigen viel ähnliches hat. Ich meyne M. Bernds Lebensbeschreibung; er war in Leipzig, und verließ seinen Dienst wegen eines Buches, das dem theologischen Lehrbegriffe nicht gemäß war. Unverständige haben über diese Lebensbeschreibung gelacht; für Kluge ist sie als die Geschichte der Seele eines Hypochondristen lehrreich gewesen. Ich habe den Mann selbst in meiner Jugend gekannt, ich bemerke aber nicht, daß ich einiges Vorurtheil für ihn hätte, und in manchen philosophischen Sätzen hat er am wenigsten meinen Beyfall; also irre ich wohl nicht zu sehr, wenn ich glaube, er habe, was Temperament und Natur ist, genauer bemerkt, und darauf richtigere Urtheile von sich selbst und von andern gegründet, als der Verfasser des gegenwärtigen Tagebuches.

Ueber den Nutzen eines solchen Tagebuchs, läßt sich doch auch eine kleine Untersuchung anstellen. Seine täglichen Handlungen des Abends zu prüfen, das empfahl schon Pythagoras seinen Schülern; aber sie aufzuschreiben, erfodert wenigstens Zeit, in der sich selbst Handlungen vornehmen lassen. Was das Aufschreiben verdiente, Fehler, denen tiefer Kummer folgt, göttliche Wohlthaten, die uns vorzüglich rühren, das dächte ich, bliebe wenigstens in einem Gemüthe, wie des Verfassers seines ist, ziemlich lang auch unaufgeschrieben. Geschichte, die der Vergessenheit, wenigstens für

uns, entzogen zu werden verdienen, diese zu der Zeit aufzuschreiben, wenn man sie noch ganz lebhaft gegenwärtig hat, das habe ich auch längst nützlich gefunden. Aber wie oft der Verfasser seinen Pelz angezogen, oder seine Tobackspfeife angezündet hat, dabey ist mir eingefallen, was ein Mädchen dem Beichtvater antwortete, der sie nach ihrem Namen fragte: Mein Name ist keine Sünde!

Ein Zierath des Buchs, aber ein sehr wesentlicher, sind Bilder. Den 3. Jan. macht sich der Verfasser das Gesetz, alle Situationen, deren sinnlicher Anblick einen mehr beschämenden Eindruck macht, als wenn sie blos mit Worten beschrieben würden, zu zeichnen. Er verspricht bey der ersten Zeichnung einen, Engeln und Menschen abscheulichen Anblick, man wendet das Blatt um, und sieht einen Mann ordentlich im Bette zugedeckt liegen, eine dampfende Lampe und eine Theekessel auf einem dampfenden Kohlenbecken. Uebel gerochen hat vielleicht das alles zusammen, aber der Geruch ist nicht mit gezeichnet.

Den 17. Jan. bereut der Verfasser einen Tag, den er in einer Gesellschaft verderbt hat, nicht als ob er da was Böses gethan hätte, sondern, weil er nicht so viel Gutes gethan hat, als er denselben hätte thun können; (im Vorbeygehen, er hat nicht bedacht, daß er manche seiner andern Tage auch noch was schlimmeres gethan hat,

hat, als an diesem, wo er mit Niemanden gezürnt, keinen Menschen ein Vieh geheissen hat.)

Nun, weil er diesen Tag bereut, so bringt er den folgenden Vormittag mit vier Zeichnungen dessen, was daran vorgegangen ist, zu, das heißt, er verderbt sich noch einen halben Tag, weil er einen ganzen verderbt hatte. Denn zu glauben, daß ihn diese Zeichnungen vor einem Rückfalle bewahren werden, wenn es vernünftige Gedanken nicht thun, das hiesse den Verfasser für sinnlicher halten, als den sinnlichsten Menschen.

Indessen, wenn ihm seine Zeichnungen zu seiner Besserung wichtig scheinen, so könnten sie auch vielleicht folgende Betrachtungen veranlassen: Auch nur erträglich zeichnen zu lernen, mußte er viel Zeit darauf verwandt haben, in der er nicht alle Augenblicke an die Ewigkeit denken konnte; mußte er manches Bild entworfen haben, das nicht lasterhaft, aber auch nicht eigentlich andächtig war; manches Vergnügen über diese seine blos irrdische Arbeit empfunden haben, durch manches Lob dabey seyn aufgemuntert worden. Entweder er muß es sehr bereuen, daß er zeichnen kann, oder etwas von der Strenge nachlassen, mit der er sich und andere beurtheilt.

Denn nach dieser Strenge, macht er sich über das alles, was ich jetzo erzählt habe, ein Gewissen. Da nun das alles, so viel ich einsehe, bey jeder Kunst,

bey jeder mäßigen Geschicklichkeit, die im menschlichen Leben ausgeübt wird, unvermeidlich ist; so sehe ich nicht, wie des Verfassers Gewissenhaftigkeit mit den meisten menschlichen Beschäfftigungen bestehen könne. Diese Beschäfftigungen aber hat, so viel ich urtheilen kann, Gott uns durch die Bedürfnisse unsers jetzigen Zustandes aufgetragen. Ich gebe gern zu, daß die Eitelkeit in ihnen oft zu weit geht; aber dieser Fehler wird wohl schwerlich dadurch verbessert, wenn man auf der andern Seite in Verdammung der Eitelkeit zu weit geht. Vielmehr verliert, bey dem natürlichen Menschen, ein Ausspruch, bey dem das Uebertriebene zu offenbar ist, alle Kraft zu bessern, die er bey mehrerer Mäßigung gehabt hätte.

Der Verfasser nennt sich (den 16. Januar 166. S.) einen Layen, und die Abbildungen von ihm, (besonders den 17. Jan.) stellen auch einen Weltmann dar. Ich muß gestehen, daß ich, aus diesen Gründen, denen widersprochen habe; die zuverläßig wissen wollten, es sey ein gewisser verdienstvoller Geistlicher. Stellen wegzulassen, die den Verfasser kenntlich machten, das stund dem Herausgeber frey, und das hatte er auch bekannt; aber ausdrücklich zu sagen: es sey nichts eingeschoben, und doch eine solche Unwahrheit, so unschädlich sie auch an sich ist, einschieben, das schickte sich nicht für die Würde dieses Buchs.

---

# VI.

# Ob die Mathematik etwas zur Humanität beyträgt?

Herr Findeisen hat dieses in einem Aufsatze über die Erziehung der vor kurzem (*) in das Hannov. Mag. gerücket worden, geläugnet, und behauptet, der Astronome in Petersburg, Peking und Rom, wären von den übrigen ihrer Nation nur als Gelehrte, nicht als Menschen unterschieden.

Wenn dieser Satz so viel heißt, jeder dieser Astronomen, behalte gewisse Irrthümer und Vorurtheile, so ist er offenbar richtig, denn diese Astronomen, sind alle Menschen: aber für die Astronomie ist dieses kein Vorwurf, denn auch die Apostel hatten menschliche Irrthümer.

Meynt aber Hr. F. die Astronomie habe nirgends alte und nationale Vorurtheile abgeschafft, so wird ihn ein klein wenig mehr Kenntniß von der Geschichte des menschlichen Verstandes, eines andern belehren.

Die Astronomie überzeugte den Sineser: in einer Wissenschaft auf die er sich was einbildete, sehe der Europäer mit zwey Augen, und mit zwey bessern als er.

Sie verschaffte der christlichen Religion einen Eingang in Sina.

Ihr ist in der römischen Kirche zuerst die Anhäng-

 lichkeit

(*) Im 76ten und 77ten St. v. d. J.

lichkeit an alten Meynungen gewichen. Eine Lehre, derentwegen Galiläus Bußpsalmen beten mußte, wird jetzt von allen Astronomen dieser Kirche vorgetragen.

Wegen des petersburgischen Astronomen, will ich erzählen was mir der gewesene petersburgische Astronome Heinsius, in Leipzig erzählt hat.

Bey dem damaligen petersburgischen Hofe entstand manchmal die Frage: was denn die Akademie für das viele Geld thue das sie kostet? Also erhielt die Akademie Befehl, von ihren Verrichtungen Rechenschaft zu geben. Da hatte denn Einer, Verfinsterungen von Jupiterstrabanten observirt, der Andere, eine Differentialformel integrirt, u. s. w. Und nach diesen Berichten, waren die Herren die gefragt hatten, so klug als zuvor. Indessen war immer die Entscheidung: Peter der Große hat das Ding angeordnet, also muß es doch was nütze seyn.

Ich dächte, wir Gelehrten, die keine Staatsleute sind, wenn wir auch Peter Haigolde wären, dächten immer auch mit so viel Ehrfurcht von Peter dem Großen.

Einen Irrthum, den die ganze gesittete Welt etliche tausend Jahr lang für sichere Wahrheit angenommen hatte, hat die Astronomie ausgerottet: das Vertrauen auf die Sterndeuterey. Und mit diesem Vertrauen, fielen alle die niedrigern Wahrsagerkünste die nur wegen

der

der Aehnlichkeit mit jener Ansehen erlangt hatten. Daß dieser Irrthum nicht bloß theoretisch war, daß er viel üble praktische Folgen hatte, davon brauche ich wohl keinen Beweis zu führen.

Schon diese Beyspiele widerlegen den, der etwa glaubte: In der Astronomie Wahrheiten wissen, sey blos für die Astronomie wichtig. Nein, es hat Folgen außer den Gränzen der Astronomie. Das wird doch niemand läugnen, daß der menschliche Verstand, wenn er sich mit gewissen Gegenständen glücklich beschäfftiget hat, die Fertigkeit, die er sich dadurch erlangt, die Grundsätze die er bey der Gelegenheit erkannt hat, auch auf ganz unterschiedene Gegenstände anzuwenden pflegt.

Indessen kamen die drey Astronomen in der angeführten Schrift nur durch die Veranlassung zusammen, daß die Griechen durch die Mathematik eben nicht bessere Menschen geworden wären, und daß man also mit der Mathematik eben nicht viel bey der Erziehung der Jugend gewinnen werde.

Vielleicht ließe sich auch hier wegen der historischen Wahrheit einiges erinnern, wenn ich die Zeit auf eine umständliche Untersuchung derselben wenden wollte.

Die Griechen waren, ich weiß nicht ob besser (denn eigentlich hat Hr. F. dieses Wort, so viel ich mich erinnere, nicht genau bestimmt,) aber gewiß gesitteter als die Römer. Hr. F. hat selbst so etwas in einer

Schrift, die er vor diesem herausgegeben, gesagt, wo er beynahe den Römern die Höflichkeit abspricht. Die Römer wurden erst durch die Griechen gesitteter.

Und daß die Römer aus der Mathematik wenig gemacht haben, braucht Niemanden der sie einigermaßen kennt, bewiesen zu werden.

Also war doch hier das Volk das die Mathematik am besten kannte, am meisten gesittet.

Aber, wenn auch das nicht wäre.

Die lateinischen Schriftsteller, und die Glaubenslehren, werden bey uns mit der Jugend gewiß viel allgemeiner und eifriger getrieben, als bey den Griechen mit der Geometrie geschah. Wenn aber so viel Erwachsene, weder Geschmack noch Religion haben, ist deswegen das, was man mit ihnen in der Jugend getrieben hat, zu Geschmack und Religion unnütz?

Die Mathematik trägt nichts zur Verbesserung der Menschen bey; das kann eine dieser beyden Bedeutungen haben:

Sie hilft den Menschen nichts, ihre Geschäffte besser zu verrichten.

Sie trägt nichts zu Beförderung der Tugend bey.

Von der ersten Bedeutung zu reden: Daß es der menschliche Verstand in keiner natürlichen Wissenschaft so weit gebracht hat, als in der Mathematik, das gesteht jedermann zu, auch wer kein Verehrer der Mathematik ist.

Und daß zu den menschlichen Geschäfften Verstand gehört, und zu manchen ein ziemlich geübter, das ist auch ausgemacht.

Es wäre doch also sonderbar, wenn die Wissenschaft die den Verstand am vorzüglichsten übt, ihn nicht auch zu Geschäfften brauchbar üben sollte, gesetzt daß sie mit diesen Geschäfften nicht einmal in Verbindung stünde.

Von den Leibesübungen erwartet man Stärke und Geschicklichkeiten des Körpers, die auch außer der Reitbahn, dem Fechtboden, dem Tanzplatze brauchbar sind.

Und, wenn deutliche Begriffe, Aufmerksamkeit auf alle Umstände, sorgfältige Ueberlegung, sichre Schlüsse, bey menschlichen Geschäfften nothwendig sind, so bereiten schon die bloße Arithmetik und Geometrie den Verstand zu Geschäfften, auch solchen wo keine Zahlen und Figuren vorkommen.

Bey allen Verrichtungen wo Menschen die körperliche Natur brauchen, liegen mathematische Kenntnisse zum Grunde: ohne solche Kenntnisse, kann man keines von den Dingen die in die Sinne fallen, vernünftig betrachten, gehörig brauchen.

Wer diese Wahrheit noch nicht weiß, kann sich davon überzeugen, wenn er ein Collegium über die Mathematik höret. Und wenn er das nicht will, (denn Jeder hat seine Freyheit unwissend zu bleiben,)

so muß er nicht von Dingen urtheilen die er nicht versteht.

Es giebt Kenntnisse z. E. historische, geographische, deren Unwissenheit Niemanden der wohlerzogen seyn will verziehen wird. Ohne diese Kenntnisse hat man keinen Begriff von der Welt in der man lebt; ohne die mathematischen auch nicht: Und also ist die Unwissenheit dieser eben so unanständig.

Jeden, der in einer Stadt erwachsen ist, würde man gewaltig auslachen, wenn er sich bereden ließe, Rom sey vom Kaiser August zehn Jahr vor Christi Geburt erbauet worden. (Ich nenne zehn Jahr, um eine runde Zahl zu haben, wie jetzo, jungen Leuten die Historie leicht zu machen, beliebt wird.)

Von den Herren, die das hiesige Observatorium, allenfalls die letzte Woche ihres hiesigen akademischen Aufenthalts besichtigen, haben Manche ihre goldene Taschenuhren nach der Pendeluhr stellen wollen; also, unter der Voraussetzung: Eine Uhr unter astronomischer Aufsicht müsse zu Mittage allemal zwölf weisen.

Von der Zeit nach der wir alle unsere Verrichtungen eintheilen, von dem Gebrauche der Maschinen, die uns zu dieser Absicht allgemein und nothwendig geworden sind, so gar keine Begriffe zu haben, das ist doch eine viel lächerlichere Unwissenheit, als die annos vrbis conditae nicht zu kennen.

Ein göttingisches Mädchen von acht Jahren, fragte ihre Mutter: ob der Hainberg der Berg Sinai wäre?

Diese Frage setzte in der That bey dem Kinde mehr Nachdenken und Begierde klüger zu werden zum voraus, als ein gewisser Herr von stiftsmäßigem Adel zeigte, der mich vor einigen Jahren fragte: Ob der hiesige Mauerquadrant nach dem pariser Meridian gestellt sey? Darauf wußte ich ihm nichts anders zu antworten, als mutatis mutandis was auf einem Rathhause bey den Feuereimern angeschrieben steht:

Allhier in dieser großen Stadt,
Ein jeder Bürger einen hat.

Weil die Mathematikverständigen immer mehr Gefallen an ruhiger Erweiterung ihrer Kenntniß, als am Tadeln gefunden haben, so sind von ihnen bisher solche Unwissende meistens nur mit stillschweigender Verachtung bestraft worden. Es giebt aber unter den jetzigen Freunden der Mathematik welche, die auch spotten können.

Ich komme zu dem Satze: Daß die Mathematik nichts zur Besserung der Menschen beytrage, in seiner zweyten Bedeutung.

An sich macht die Mathematik nicht tugendhaft, denn sie ist weder Moral noch Religion, und selbst von diesen beyden, macht die Theorie nicht immer tugendhaft.

Wem die Mathematik gefällt, dem müssen sichere zusammenhängende Wahrheiten gefallen, das Vergnügen das er an derselben Untersuchung findet erfordert Ruhe des Gemüths; es ist bey seiner Unschädlichkeit, so lebhaft als die meisten bloß sinnlichen Ergötzungen.

Also wird der Geist, den die Mathematik gebildet hat, Wahrheit lieben; heftige Leidenschaften nicht erst nachdem sie ihn unglücklich gemacht haben, zu spät verdammen, sondern gleich von Anfange zu dämpfen suchen, weil er empfindet, daß sie ihn nicht ruhig denken lassen, und weil er ruhig zu denken wünscht; sinnlichen Lüsten seine Pflichten nicht aufopfern, weil er eben so starke, und nicht gefährliche Vergnügungen des Geistes kennt.

Als eine Probe von dieser moralischen Bildung des Geistes durch die Mathematik, darf man kühnlich auf Universitäten, die Studierenden, welche Gefallen an der Mathematik finden, und sie mit einigem Eifer treiben, wenn sonst Alles übrige gleich ist, gegen die halten, die nach Anhörung ihrer Brodtcollegien nicht wissen wo sie die Zeit hinthun sollen? Selbst der Knabe der die vier Species in ganzen Zahlen mit Fertigkeit macht, ist in seiner Aufführung gewiß gesetzter, als der gelehrte Mitbürger der nicht addiren kann, wie ich dergleichen einen in Leipzig gekannt habe, der von Göttingen hinkam, zu der Zeit als hier Segner und Wähner, mit sehr ungleichem Beyfalle Mathematik lehrten.

Diese

Diese moralischen Vortheile hat die Mathematik allerdings mit andern nützlichen Beschäfftigungen des Verstandes gemein. Das widerspricht mir nicht, weil ich diese andern nicht ausschließe. Vielmehr ist ziemlich gewöhnlich, daß wer durch die Mathematik am Denken hat Vergnügen finden gelernt, dieses Vergnügen sich auch bey Gegenständen außer der Mathematik verschafft, und zur Lust manches für Verstand und Herz brauchbare lernt, damit sich der Unmathematische seinen Kopf nicht zerbricht, wenn er nicht was dafür kriegt. Arbeitsamkeit, und die, so viel ihm seine Umstände verstatten, oft noch etwas mehr als sie eigentlich verstatten, ohne Eigennutz, für das gemeine Beste, gehört mit zu dem Charakter, den die Mathematik ihrem Freunde giebt.

Endlich, wenn uns die Natur auf ihren Schöpfer führt; so wird auch in dieser Absicht die Wissenschaft wichtig seyn, durch die allein, man den größten Theil der Natur recht kennen lernt. Ohne hierüber weitläuftigere Beweise beyzubringen, darf ich nur Derhams, Nieuwetyts, Wolfs Namen nennen. Je weniger, irgend einer der übrigen zahlreichen physicotheologischen Schriftsteller Mathematik verstand, desto tiefer ist sein Werk unter der Würde seines Gegenstandes. Am allerlebhaftesten stellt uns die Wissenschaft des Schöpfers Größe vor Augen, die nach Herrn Findeisens Gedanken,

ken, in Rom, Petersburg und Peking, nur große Gelehrte, aber keine gute Menschen macht. Es ist gewiß nicht einerley, ob ich den gestirnten Himmel wie eine Gasse mit Laternen ansehe, oder ob ich weiß, das Kleinste was ich da sehe, ist myriadenmal größer als die Erde — und der, der das alles machte, und regiert, höret auf mein Gebet!

Das mögen einige von den Gründen gewesen seyn, warum die Mathematik, als ein wichtiges Stück einer vernüftigen Erziehung, gar sehr ist von ein paar Leuten empfohlen worden, die ganz andere Erziehungsproben abgelegt haben, als unsere neuern Pädagogen; vom Melanchthon und Gesner.

VII.

# VII.

## Einzelne
## Gedanken und kürzere Aufsätze.

# Zwo Religionen.

An der Religion Homers, haben die schönsten und grösſten Geiſter des Alterthums Dichter und Philoſophen, gearbeitet, ſie auszuputzen, und vernünftig, geheimnißvoll, lehrreich, darzuſtellen; Und doch aus ihr nichts weiter machen können, als eine Sammlung unterhaltender, nicht gar zu gut moraliſcher Mährchen.

An der Religion der Bibel, haben Rabbinen, Scholaſtiker, Exegeten, Homileten, Biſchöfe, Superintendenten, Metropolitanen, und Ordinarii, gearbeitet, ſie zu verſtümmlen, durch Zuſätze zu verderben, durch die Einkleidung zu verſtellen. Und trotz allen dieſen Bemühungen iſt ſie das erhabenſte geblieben, was ein menſchlicher Verſtand denken kann!

## Was
# Veit Ludwig von Seckendorf,
## von Komödien gehalten hat.

„So kann auch niemand comödien tadeln, die un-
„ärgerlich, und also angestellet würden, daß
„sie gute sitten nicht verderbeten, noch auch göttliche und
„geistliche dinge zum gespött machten, sondern auf
„lächerliche, oder doch artige, unerwartete, und selzame
„fälle und inventiones auslieffen, wobey sich der ge-
„meine mann ergeßete, und doch iezuweilen was nütz-
„liches daraus fassete zumal aber die zeit hinbrächte,
„welche er sonst zum spielen und sauffen anwendet. Und
„zu solchen comödien, dörfte man keine landfahrer,
„sondern es würden sich wohl landsinwohner, auch
„schüler und waisenkinder finden welche ohne alle kost-
„bare belohnung sich gebrauchen liessen, und könnte
„das geld, welches die zuseher, iedoch gar leidlich,
„geben müssen, zu erhaltung des armuths angewandt
„werden.

Diese Worte stehen in den Zusätzen die Seckendorf zu seinem deutschen Fürstenstaate gemacht hat. **Hrn. V. L. v. Seckendorf Teutscher Fürstenstaat . . . . .**

von

von Dr. Andr. Simſ. Biechlingen. Jena 1720. 8. Additiones; 235. S.

Seckendorf iſt als Geſchichtſchreiber des Lutherthums bekannt. Von ſeinem Chriſtenſtaate hat ein deutſcher Fürſt, der für fromm gehalten wird, geſagt: Es könne niemand ſo h. . . ſch. . . leben als Seckendorf da haben wolle. Den Beweis wird man finden, wenn man in Reimanns Hiſtoria litteraria der Deutſchen, im Regiſter: Seckendorf aufſucht.

Alſo muß man doch wohl Seckendorfen ziemlich für einen frommen Proteſtanten gelten laſſen.

Und alſo, wird die angeführte Stelle, ihren Werth haben, wenn einmahl, ein dramaturgiſcher Flacius, einen Catalogum teſtium veritatis ſammlet.

---

## Dramaturgiſch-
## hiſtoriſchpolitiſche Beherzigung.

In einer leipziger Meſſe gieng ich vor einen Schauplatz, wo die Acteurs

nervis alienis mobile lignum

ſind, leibliche Geſchwiſter des Carl des Groſſen, und des Königs Marſilius, die Don Quixote zerhieb, um

Don Gaiferos und die schöne Melisandra zu retten.

Es ward eine Wiege mit einem Kinde aufs Theater gebracht. Hanns Wurst sollte auf Befehl der Mutter das Kind warten.

Das Kind schrie gewaltig. Hanns Wurst wiegte, und wiegte, Es wollte aber nicht schweigen.

Endlich setzte er sich dem Kinde aufs Maul.

Da purzelte die Wiege um, und Hanns Wurst und Kind, lagen mit den Nasen auf der Erde.

„Was der Mann für dummes Zeug in seiner Ju-
„gend mit angesehen hat, und nun in seinem Alter
„drucken läßt!"

Um Verzeihung! meine Herren Kunstrichter, Sie mögen Logen, Parterre oder Gallerie, heissen, die Peripetie war so natürlich, so lehrreich, und selbst so rührend, als die letzte Scene mancher französischen Tragödie.

Denn, die Geschichte meldet uns, und die Historie bestätiget es — sagt Mascarill beym Lessing; Aber das Folgende sagt er nicht: Daß in manchen Lande, das Klagen des Volks, wenn es zu laut ward, auf eben die Weise gestillt worden, und daß es mit dem Stillen eben so abgelaufen ist.

---

*Mer-*

# *Merces* wäre besser als *honorarium*. (*)

Den casum habe ich im akademischen Gerichte in terminis gesehen.

Ein Student A. hatte übernommen, einem andern B. die Pandecten für 6 Louisd'or zu repetiren, die Zahlung sich monatweise ausbedungen und etwas davon bekommen.

Nachdem die Repetition sechs Wochen gedauert hatte, musste B. verreisen, und so wurde diese Anstalt unterbrochen.

Als B. wiederkam forderte A. das völlige Geld, weil die Repetition ohne seine Schuld unterbrochen wäre.

B. glaubte er habe mit jeden Monate schliessen können, wie bey einem Sprachmeister.

Das wollte A. nicht zugestehen, er habe die Zahlung monatweise verlangt, nur um das Geld richtiger zu bekommen.



(*) Leser welche nicht so viel Latein verstehen, finden weiter hin, die Uebersetzung mit Schwabacher gedruckt.

Von den beyden juristischen Richtern, war der eine der Meynung, A. könne das Geld völlig fodern nach dem klaren Ausspruche l. 38. Loc. Cond. Qui operas suas locauit, totius temporis mercedem accipere debet, si per eum non steterit, quo minus operas praestet.

Der andere behauptete, es sey kein Miethcontract, kein Lohn, sondern ein contractus innominatus, und honorarium.

Und so ward die Sache nach der Billichkeit entschieden, daß A. die Hälfte der 6 Louisd'or bekommen sollte, eingerechnet, was er schon bekommen hatte.

Dieß erinnerte mich an einen Wunsch den so viel ich weiß, mancher charakterisirte Mann thut: **Ein geringerer Titel und mehr Einnahme!**

In dem angeführten Gesetze, steht, gleich nach den abgeschriebenen Worten: Aduocati quoque, si per eos non steterit, quo minus caussam agant, honoraria reddere non debent. Diese Stelle kam zwischen den Richtern nicht eigentlich zur Untersuchung.

Ich für meine Person, würde hierüber so gedacht haben.

1) Etwas nicht wieder geben, das man besitzt, und etwas bekommen, das man erst haben will, sind zwey sehr unterschiedene Dinge.

Videantur: Instrumentum Pacis Westphalicae, und sonst alle Friedenstractate.

2)

2) Der Advocat hat ohne zweifel Vorrechte, die sich der Student nicht anmaßen kann, welcher juristische Collegia repetirt, wie ante tempora diui Augusti, de iure respondirten, qui fiduciam studiorum suorum habebant; l. 2. § 47. de O. I.

## Wo sich manche Leute zerstreuen?

Ich hatte einmal in der Societät der Wissenschaften eine Vorlesung gehalten, wo ein Herr von — damahls unser gelehrter Mitbürger, gegenwärtig gewesen war, wenigstens dem Leibe nach.

Denselben Nachmittag ward im Concerte Rammlers Todt Jesu aufgeführt.

Der Herr von — glaubte, er sey mir ein Compliment für die tiefsinnige Gelehrsamkeit schuldig, damit ich ihn unterhalten hatte, gieng da auf mich zu, und sagte: Sie kommen gewiß hieher sich nun etwas von Ihrem Nachdenken zu zerstreuen?

Ich komme nicht in den Todt Jesu, mich zu zerstreuen, war meine Antwort.

Gleich darauf, schien mir meine Antwort, für jeden der Gedanken hat so überflüssig daß ich mich fast schämte sie gegeben zu haben.

Indessen wird hieraus begreiflich seyn wie man oft in Collegiis Dinge sagen muß, die Leuten welche dächten, nicht brauchten gesagt zu werden.

---

Etwas

# aus der philosophischen Historie.

Der seel. Menz, war in Leipzig Professor der Poesie; Er war von Natur ein Spötter, und das nicht unglücklich, weil er es von Natur war. Wie nun Spötter am leichtesten in den verspottungswerthen Fehler verfallen, daß sie über Dinge spotten, um deren gehörige Kenntniß sie sich nie bemüht haben;

Man s. Voltärens Spöttereyen über die Bibel;

so spottete Menz sehr gern über die Mathematik.

Aber die Mathematik rächte sich auch an dem Poeten, oder eigentlich an dem lateinischen Versmacher, denn nur so was braucht ein Professor Poeseos nach den ältern Verfassungen der Universitäten, zu seyn. Und, mit Misvergnügen dichten gewiß sehr oft, wenn sie vi officii dichten müssen, die seltenen Professores Poeseos die was mehr sind. Menz machte Hexameter, bald mit sieben Füssen bald mit fünfen. Im ganzen kam doch immer

die

die gehörige Zahl von Füssen heraus, wenn man zwischen allen das aritmetische Mittel nahm.

Man begreift hieraus leicht, daß er nicht sagen konnte wie Ovid

Quidquid tentabam dicere versus erat.

Und diese Schwierigkeit die er fand, Verse zu machen, verursachte, daß er eine Gewohnheit abbrachte die bis dahin in Leipzig gewesen war.

Bey der Magisterpromotion, die im Hornung geschieht, war das Amt des Professors der Poesie gewesen, jedes neuen Magisters Lebenslauf carmine heroico zu besingen. Man kann denken was ein solcher Gegenstand für Anlaß zu heroischen Versen gegeben hat. Nicht als ob die Thaten manches Fürsten, mehr Anlaß zu solchen Versen gäben: Aber über den Fürsten lachen laut, nur die Unterthanen seines Nachbars, und in seinem Lande die Nachkommen über den jungen Magister, seine nächsten Bekannten und Commilitonen.

Einer von Menzens Vorfahren, Ernesti, welcher die jeztlebende Leipziger Lehrer mit diesem Nahmen, nichts angeht, hat unterschiedene solche Gelegenheitsgedichte amtswegen gemacht, aus denen man noch in Leipzig Sentenzen im Gedächtnisse verwahrt wie aus dem Virgil oder Horaz.

Z. E. Denn man kann sich vorstellen, daß die Leh-

rer bey denen der Candidat Collegia gehört hatte, in diesem Heldengedichte auf ihn, wenigstens so was waren, wie die Götter in der Ilias und Odyssee; Also: Ein Magister hatte beym damahligen Professor der Mathematik, Junius, Astronomie gehört; Ein Umstand der in der That nicht ganz unmerkwürdig ist, weil man nicht eben von einer grossen Menge Leipziger oder auch anderer Magister wird sagen können, daß sie besondere Aufmerksamkeit auf die Astronomie gewandt hätten, oder auch nur sonst auf eine der mathematischen freyen Künste, welcher unter den sieben davon die Magister den Titel führen, nicht mehr als vier sind.

Nun fallen die Geschäffte des Astronomen, meistens bey Nachte vor: Das ist so bekannt daß es auch von unsern göttingischen gelehrten Mitbürgern, selbst diejenigen wissen, die vor Eifer sich in den höhern Facultäten, und in der Lebensart der grossen und galanten Welt vollkommen zu machen, keine Zeit haben, zu lernen was Horizont und Meridian ist.

Endlich: Das Wort Astronomia schickt sich offenbahr nicht gut in einen Hexameter.

Diese Begriffe: Junius hat bey Nachte etwas gelehrt, davon der Nahme nicht gut in den Vers geht, drängte Ernesti in folgenden Hexameter:

Iunius in tenebris quae non fas dicere tractat.

Und,

Und, troz Allen die darüber gelacht haben, bin ich sicher, daß es manchen lateinischen und deutschen Hexameter giebt, bey dem sich nicht soviel denken läßt.

Aber das hat mir niemand sagen können, was der Dichter, bey einem andern Verse gedacht hat, in dem der Nahme eines zu seiner Zeit berühmten leipziger Gotttesgelehrten vorkömmt:

Erigit e medio Cyprianus corpore ramum.

Wenn Ernesti über solche Verse, die manchmahl ernstlichere Empfindlichkeit verursachten, zur Rede gesetzt ward, so behauptete er: Er könne für nichts Rechenschaft geben was er im furore poetico geschrieben habe.

Bey ihm ließ man diese Entschuldigung gelten, weil man seine Gesinnungen kannte. Aber sonst, möchte die poetische Raserey wohl nicht allemahl rechtfertigen, wenigstens nicht vor Gerichten. Und vor diesen ehrwürdigen Oertern sich in Sicherheit zu stellen, soviel Weltklugheit muß doch ein Satirenschreiber haben, wenn er gleich sonst nicht viel haben und dabey ein Satirenschreiber bleiben kann.

Menz kannte die Nachricht die der Jurisconsult Trebatius, dem Dichter giebt

Si mala condiderit in quem quis carmina ius est
Iudiciumque.

Und getraute sich nicht mit Horazens Exception fortzukommen:

— — Esto, si quis mala, sed bona si quis
Iudice condiderit laudatus Caesare, si quis
Opprobriis dignum latrauerit, integer ipse?
Soluentur risu tabulae, tu missus abibis.
*Serm. L. II.* 1.

Also erwählte er, sehr vernünftig, seine Spöttereyen in behutsamer Prosa zu sagen. Seitdem werden die Leben der Magister nicht mehr gesungen, wenigstens nicht von dem Professor der Poesie, der nur bey dieser Gelegenheit, über einen Gegenstand den er sich wählt, Verse macht.

## Ueber Abbten.

Abbt wäre in meinen Augen ein grösserer Philosoph, wenn er von der Unsterblichkeit der Seele, Mosen den Sohn Amram eher gefragt hätte, als Mosen Mendelsohn.

Dort

# Dort eben so wie hier.

The poetical dunces of the laſt age wrote corectly enough, but were deſtitute of inſpiration; the dunces of our age are deſtitute of grammar, ſenſe, harmony and poetry. The former, gave us at leaſt muſical nonſenſe, the latter, can not even repeat their nonſenſe ſmoothly.

Wenn ein Deutſcher die Geſchichte unſerer ſchönen Litteratur engliſch aufſetzen wollte, könnte er anders ſchreiben? Und doch ſteht die Stelle von Wort zu Worte im London Magazine; Auguſt 1772; 388 Seiten. Deutſch möchte ſie ſo heiſſen:

Die Reimer der nächſtvergangenen Zeit, ſchrieben richtig genug, aber ihnen mangelte gänzlich die Begeiſterung: Den Sängern unſerer Zeiten, fehlen, Sprachkunſt, Verſtand, Harmonie, und Poeſie. Jene, gaben uns wenigſtens muſicaliſchen Unſinn; dieſe, können nicht einmahl ihren Unſinn ſanft herſagen.

# Thürmers Muthe.

Der Bewohner des Thurms an der St. Nicolai Kirche zu Leipzig, hatte eine Verwandtin bey sich die mit dem Vornahmen Erdmuthe hieß; an ihrem damaligen, oder nachmahligen Zunahmen ist hier nichts gelegen. Diese kam manchmahl aus Nachbarschaft, in ein Haus am Nicolaikirchhofe, wo ich bekannt war, und da hatte sie einmahl versichert, daß ich ein so sehr gelehrter Mann wäre. Wenn mir nun, die Spötterinnen in dem Hause, meiner Gelehrsamkeit wegen ein Compliment machen wollten, so beriefen sie sich auf diese Autorität: Thürmers Muthe hats ja gesagt!

Und noch jezo, bey dem Lobe das mir oder Andern in manchen gelehrten Zeitungen und Journalen gegeben wird, denke ich oft, an Thürmers Muthen.



Bayerische Staatsbibliothek München

# VIII.

# Sinngedichte.

# Der Hund mit den Schlüsseln.
## Ein Gedicht
## in zween Theilen (*).

### I. Theil.
### Apotheose oder eigentlich Apokynose.

Der Höllenhund, mit dreyfach grimmen Rachen,
Ein einzig Thor, hatt' er nur zu bewachen,
Und schützt' es doch, zu schwach für seine Pflicht,
Vor Herkuls Kraft, vor den Sibyllen nicht.

Die Sicherheit von dreyßig Thüren,
Auf einem Schwanze mitzuführen,
Das wußt' ein Hund; macht durch die halbe Stadt,
Im strengen Lauf, schnellfüßche Mägdchen matt,
Und, der sich oft fürs Vaterland gewagt,
Vor dem der Gallier gezagt,
Selbst Lorenz! strebt umsonst die Schlüssel ihm zu nehmen;
Das ist ein Hund! vor dem muß Cerberus sich schämen?

(*) Ein Knabe hatte einem Hunde ein Bünd Schlüssel an den Schwanz gebunden, damit der Hund durch etliche Gassen fortlief, bis er sie durch die Bewegung los ward. Während der Zeit ließ er sich niemanden der Leute die er sonst kannte zu nahe kommen.

II. Theil.

# Anastrose.

Und Du! durch den der Hund die That verbracht;
Aus Dir allein, hast Du es nicht erdacht;
So grosser Witz, ward Knaben nie zum Theile,
Dich lehrte das, die Göttinn Langeweile,
Und, weil Du Dich treu ihrem Dienst geweyht,
Versprach Sie Dir am Himmel Ewigkeit;
Dein Name Carl! strahlt hoch im Sternenglanze,
Dort sah ich ihn, ans kleinen Hundes Schwanze.

---

## Widerlegung
## eines Königlichen Schriftstellers.

Er schreibt ein Buch zu Frankreichs Ehre
Der Philosoph von Sanssouci;
Doch diesem Buche glaub ich nie
Längst widerlegtens, Friedrichs Heere.

---

## Auf Dr. Stauzius (*)

Der Höllen Ewigkeit, die Stauz so eifrig lehrt,
Weichherzig wie ich bin, doch willig zuzugeben,
Bewegt, mehr als sein Wort, mich noch, des Lehrers
Leben,
Das ist ja ewger Strafen werth!

## Gespräch.

A. Daß Gellert nur manch elend Lied gesungen,
Und Haller unten an, bey Deutschlands Dichtern steht;
So hat ein Mauvillon, ein Unzer, jüngst geschmäht.
B. Unmöglich! Mauvillon und Unzer sind bekannt,
Die, weiß ich, haben mehr Verstand,
A. Ja! Mauvillon und Unzer, doch, die jungen.

## Ein Wort im Himmel geredet, zu der Zeit als es auf Erden 1771 war.

Als Gellert Plattnern kommen sah,
Sprach Er, schwermüthig froh: Sind Sie denn auch
schon da?

(*) Man s. das Leben und die Meynungen M. Sebald Nothankers.

## In des

# Herrn v. Ziegler Asiatische Banise.

Mit kühnen treuen, frommen Rittern,
Verdarb sich der Geschmack, von unsern guten Müt-
tern;
Mit feinerm Witz, empfindungsvollen Scherzen,
Verderbt man unsrer Töchter Herzen. (*)

# An einige gute Freunde 1754.

Zween Wege sind, euch zu erheben,
Dem Hymen nur entziehn sie euch:
Verschnittnen weiß der Fürst zu geben
Für Pfaffen ist die Fürstinn reich.

(*) Den Herren die dieses übel nehmen könnten, dient zur Nachricht, daß der Verfasser es unmöglich im Ernste meynt Denn er hat keine Tochter, und ob seine Mutter in ihrer Jugend Ritterbücher gelesen hat, daß weiß er nicht, aber wohl, daß sie bey manchen Satiren ihres Sohns gelacht hat.

Inhalt

# Innhalt der ersten Sammlung.

I. Erläuterung eines Beweisgrundes für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. - - Seite 1

II. Betrachtungen über die Art wie allgemeine Begriffe im göttlichen Verstande sind. - - 13

III. Ueber den Gebrauch des Witzes in ernsthaften Wissenschaften. - - - 25

IIII. Commentarius über eine Stelle des Varro von einer der Ursachen warum die Mathematik in Deutschland immer noch für unnütz gehalten wird. - - 37

V. Versuch einer Geschichte der Laverna. - - 49

VI. Ueber die Zeit in welche Don Quixote gehört. - 55

VII. Aufnahme Herrn Johann Gottfried von Zwierlein aus Wetzlar in die K. D. Gesellschaft zu Göttingen. . 63

VIII. Lobschrift auf den Caciquen Heinrich. - 69

VIIII. Gellert und Cicero. - - 77

X. Der Unschuß. - - - 81

XI. Ueber ein paar Stellen aus der Lady Montague Briefen. - - - S. 89

XII. Agathon und Tom Jones. Ein Romanenheldengespräch. - - - - 93

XIII. Einzelne Gedanken und kurze Aufsätze.

Gedanken im vorigen Kriege aufgesetzt. - 101

Grammatische Einfälle. - - - 103

Ueber Stellen aus alten Schriftstellern. - 106

Ueber eine Stelle des Bayle. - - 109

Ueber einige Stellen aus Miltons verlohrnen Paradiese, nach Bentleys Ausgabe. - - 110

Etwas für Bekehrer. - - - 114

Antwort auf eine königliche Frage. - das.

Eine Regel für Dichter. - - 115

Vertheidigung einer tummen Rede. - - 116

Affenbetrachtungen. - - - 117

XIIII. Ueber den Antheil des Zufalls an den Empfindungen 119

Inhalt

# Inhalt der zweyten Sammlung.

I. Ueber den Cicero bey dem Grabe des Archimedes. Seite 1

II. Haben die Astronomen klug daran gethan, daß sie ehrlich gewesen sind? - - - 17

III. Ob die meisten Thiere in beständiger Furcht leben? 39

IIII. Beurtheilung der Sammlung romantischer Briefe. 45
Aus der neuen Bibl. der schön. Wiss. VIII. B. 1. St.

V. Ueber das Tagebuch eines Beobachters seiner selbst. 59
Aus der neuen Bibl. der schön. Wiss. XIII. B. 1. St.

VI. Ob die Mathematik etwas zur Humanität beyträgt? 81
Aus dem Hannöverischen Magazine 1772; 92 Stück.

VII. Einzelne Gedanken und kürzere Aufsätze.

Zwo Religionen. - - - 95

Was Seckendorf von Komödien gehalten hat? - 96

Dramaturgischhistorische Beherzigung. - - 97

Merces wäre besser als honorarium. - 99

Wo sich manche Leute zerstreuen? - - 101

Etwas

Etwas aus der philosophischen Historie. S. 102

Ueber Abbten. 106

Dort eben so wie hier. 107

Thürmers Muthe. 108

VIII. Sinngedichte.

Der Hund mit den Schlüsseln. 111

Widerlegung eines Königlichen Schriftstellers. 112

Auf Dr. Stauzius. 113

Gespräch. das.

Ein Wort im Himmel geredet. das.

In die asiatische Banise. 114

An einige gute Freunde. das.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kästner, Abraham Gotthelf,

Einige Vorlesungen In der Königlichen deutschen Gesellschaft zu Göttingen

Bd.: [2]

Altenburg (1773)

Opp. 514-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604273-1
VD18 80316913-001